

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Henry Armin Herzog

Und der Himmel vergoss keine Tränen

Aus der Verzweiflung in den Widerstand

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung
von Text und Bildern, auch auszugsweise,
ist ohne schriftliche Zustimmung des
Verlagsurheberrechtswidrig und strafbar.
Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung,
Übersetzung oder die Verwendung in
elektronischen Systemen.

© Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2018

INHALT

Vorwort des Autors	29
Einleitung	31
Aufruf zur Erinnerung	34
Gedicht	35
1 Krakau, 1939	37
2 Krakau, 1940–1941	84
3 Rzeszów, 1941	104
4 Im Ghetto. Rzeszów, Dezember 1941 – März 1942	126
5 Deportationen. Rzeszów, Juli – September 1942	146
6 Die Teilung des Ghettos. Rzeszów, 1942–1943	178
7 Unsere Flucht. Rzeszów, Anfang November 1943	220
8 Slowakei, November 1943	229
9 Verrat in Ungarn. November 1943	258
10 Lager Csorgo. Ungarn, Januar 1944	268
11 Lager Csorgo, Selbstmordversuch und Flucht. Ungarn, Ende Mai 1944	280
12 Zurück in der Slowakei. Juni 1944	284
13 Anschluß an die russischen Partisanen. Slowakei, Juli 1944	306
14 Rückzug in die Berge. Slowakei, Ende Oktober 1944	319
15 Zusammenschluß mit der Roten Armee. Slowakei, März 1945	348
16 Auf der Suche nach Fela. Slowakei, März 1945	352
17 Wiedersehen. Rumänien, April 1945	360
18 Rückkehr nach Polen. 1945	367
19 Emigration in die USA. Februar 1948	430
20 Besuch in Polen. September 1984	441

Vorwort des Autors

Seit dem 1. September 1939 war ich darauf bedacht, oder besser von dem Gedanken besessen, unsere Familie zusammenzuhalten. Meine Eltern, meine jüngere Schwester und meine beiden jüngeren Brüder durchlebten das Elend des Krieges und der Unterdrückung gemeinsam. Ich war zweiundzwanzig Jahre alt, stark und fähig, alle Schrecken der Nazi-Verfolgung zu ertragen, solange ich meine Mutter vor Hunger und Elend bewahren konnte. Jeden Abend, nachdem die unmenschlichen Arbeitsbedingungen hinter uns lagen, versammelten wir uns um sie. Als meine geliebten Eltern an einem Tag im September 1942 in das Todeslager Belzec geschickt wurden, stellte mich der Tod zum ersten Mal vor eine schwere Prüfung. Meine Brüder und ich wollten ihnen folgen, aber sie befahlen uns, am Leben zu bleiben und Rache zu üben. Ich rettete meine Schwester, indem ich sie in die Obhut einer großherzigen christlichen Familie gab. Aber der lange Arm der Zerstörung forderte das Leben meiner geliebten Brüder, die bei einem Fluchtversuch im November 1943 umkamen. Daraufhin setzte ich mir das Überleben und die Rache zum Ziel. Die verschlungenen Wege des Überlebens brachten mich schließlich an einen Punkt, an dem ich meine Rache nehmen konnte.

Im Juli 1944 schloß ich mich den russischen Partisanen an und kämpfte an ihrer Seite bis zum März 1945 gegen die Nazis. Danach blieb mir nicht viel – mein einziges Ziel bestand darin, mich im Leben zurechtzufinden und Zeugnis abzulegen.

Für eine sehr lange Zeit habe ich den Akt des Schreibens als sehr schwierig empfunden. Das Schreiben sollte meiner Meinung nach den Schriftstellern überlassen bleiben – aber schließlich war der innere Zwang, Zeugnis abzulegen, überwältigend. Ich spürte in mir das dringende Bedürfnis, eingehend von den Greueltaten der Deutschen – Militär und Zivilbevölkerung gleichermaßen – und dem mitleidlosen Verhalten der deutschen Verbündeten zu berichten. Und ich mußte wirklich alles erzählen: Von der tragischen und naiven Kooperation unseres *Judenrats* und der jüdischen Polizei mit unseren Todfeinden ebenso wie von der Gefahr durch die Feinde in unseren eigenen Reihen und von den jüdischen Spitzeln. Vor allem aber wollte ich die

Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung zeigen, die wir fühlten, angesichts des Schweigens der Führer der westlichen Welt und der nutzlosen Taten jener Juden, die in sicherer Entfernung von der Nazi-Bedrohung lebten.

– *H.A.H.*

November 1995

Einleitung von Jan Karski

Vor einigen Jahren bat mich ein gewisser Henry Herzog um ein Treffen. Er war der Ansicht, daß ich viel häufiger vor jüdischen und nicht-jüdischen Gemeinden sprechen sollte und sagte, daß er mir bei der Organisation dieser Vorträge helfen würde. Und er hielt Wort.

Auf die Frage nach seiner eigenen Vergangenheit antwortete er, daß diese sich nicht großartig von meiner unterscheiden würde. Völlig in meine Arbeit versunken, drängte ich nicht auf genauere Informationen.

Vor wenigen Monaten schickte er mir ein maschinengeschriebenes Manuskript seines Buches, zusammen mit Originaldokumenten, Zeugenaussagen, Fotografien und anderen Erinnerungsstücken, die ohne Zweifel beweisen, daß seine Geschichte – so unglaublich sie erscheinen mag – wahr ist. In einem unpräzisen Stil gehalten, der an eine Zeugenaussage vor Gericht erinnert, beschreibt es sechs Jahre seiner Kriegserlebnisse in Polen, Ungarn und der Slowakei – ein Leben voller Verzweiflung, Demütigungen und Leiden, aber auch voller Stärke, Liebe und Tapferkeit. Dieses Buch wird dem Leser – jedem Leser – deutlich die *Einzigartigkeit* des Holocaust als historischen Phänomens vor Augen führen. Keine Nation, keine Regierung, keine Kirche sollte diesen geheiligten, diesen verfluchten Ausdruck je wieder für sich in Anspruch nehmen. Holocaust bedeutet die Vernichtung von sechs Millionen Juden im von den Nazis beherrschten Europa.

Diese Juden waren völlig hilflos, denn sie wurden von den Regierungen, den Kirchen und allen Gesellschaftsstrukturen im Stich gelassen.

Nach Jahrhunderten in einer nichtjüdischen Welt besaßen sie kein eigenes Land und keine Vertreter in den Alliierten Kriegsräten. Sie waren dem Untergang geweiht, nur weil sie Juden waren. Selbst diejenigen unter ihnen, die in den Widerstandsbewegungen im Untergrund kämpften – und es gab Tausende von ihnen in jedem von den Nazis beherrschten Land –, mußten ihre jüdische Identität vor ihren Mitverschwörern geheimhalten, wenn sie sich nicht einer doppelten

Gefahr aussetzen wollten. Die einzigen Widerstandsgruppen, in denen die Juden keine Zurückweisung oder Bedrohung zu fürchten hatten – und dies sollte man erwähnen –, waren die russischen Partisanen.

Herzog schloß sich ihnen in den slowakischen Bergen an – nicht aufgrund seiner politischen Überzeugung, sondern weil er fest entschlossen war, den Feind zu bekämpfen, ohne seine jüdische Identität zu verleugnen.

Henry Armin Herzog – beziehungsweise Adam Budkowskis – Geschichte zeigt, daß nicht die gesamte Menschheit der jüdischen Gehenna teilnahmslos gegenüberstand. Es gab Tausende einzelner Männer und Frauen – einfache und gelehrte Menschen –, die getreu des Bibelwortes »Liebe Deinen Nächsten« versuchten, den Juden zu helfen. Herzog begegnete einigen von ihnen, und er erinnert sich voller Zuneigung und Liebe an sie. Der Autor überlebte den Krieg mit tiefen seelischen Verwundungen. Natürlich war er enttäuscht und voller Rachegefühle – der Titel seines Buches entspricht seinem damaligen Gemütszustand. Dies ist kein Wunder: Herzog mußte einfach zuviel erdulden. Im September 1942 wurden seine Eltern ins Todeslager Belzec abtransportiert. Im November 1943 wurden seine beiden jüngeren Brüder in der Nähe des Lagers Płaszów ermordet. Und einmal versuchte Herzog selbst, sich das Leben zu nehmen. Er hat zuviel gesehen – und ich kann ihn verstehen. Aber auch nach der Lektüre seines Manuskripts fühle ich mich verpflichtet, zusammen mit diesem Vorwort auch meine Botschaft weiterzugeben.

Henry, denke daran: Wir haben den Krieg gegen das Böse gewonnen. Mein Vaterland Polen ist wieder frei. Aus der Asche der sechs Millionen Unschuldigen, aus dem bewaffneten Kampf der tapfersten unter den tapferen Juden – zu denen auch du gehörst – erhob sich aufs neue der Staat Israel. Die Juden sind nicht länger heimatlos und hilflos. Auf die überlebenden Sieger – Juden wie Nichtjuden – warten neue Aufgaben und Verpflichtungen. Wir müssen Wege suchen und finden, unsere Kräfte zu vereinen im Kampf gegen Fanatismus, Haß, Rassismus, Bigotterie und Antisemitismus – wo immer sie ihre häßlichen Köpfe erheben. Und selbst, wenn du es nicht beabsichtigt haben solltest – dies ist die wichtigste Botschaft, die deine Kriegserinnerungen vermitteln.

Wie der Leser leicht feststellen kann, bin ich kein unparteiischer Beobachter. Tatsächlich entspricht der Titel dieses Buches einer Zeile, die ich als Überschrift für einen Auszug aus diesem Buch benutzte – und zwar lange vor dessen Veröffentlichung. Darüber hinaus wird der Leser irgendwo auf den Seiten dieses Buches meinen Namen finden. Dies alles macht das Schreiben dieser Zeilen noch schwerer, denn meine Tränen vermischen sich bereits mit der Tinte auf den Seiten vor mir. In der Zeit, die diese Memoiren beschreiben, schwieg der Himmel und vergoß keine Träne, aber das menschliche Gefühl, der Aufschrei einer gequälten Menschheit und der Horror des Unvorstellbaren springen uns aus den Zeilen dieses Textes an. Gleichzeitig ist dieses Buch eine feierliche Ode auf den menschlichen Geist, auf die Stärke des Lebenswillens und der Beweis dafür, daß Entschlossenheit über Verzweiflung, Verlust und Grausamkeit triumphieren kann.

Wir alle sollten nie vergessen, daß es Menschen gibt wie den Autor dieses Buches – ja, es ist alles wahr und nicht das Phantasieprodukt irgendeines Menschen. Wir alle sollten dieses Buch als Mahnmal für die Toten und Zeugnis für die Überlebenden betrachten.

Jan Karski ist emeritierter Professor für Politische Wissenschaften an der Georgetown-Universität in Washington, D.C. 1942 wurde er vom polnischen Untergrund als Kurier zur polnischen Exilregierung geschickt, um einen Bericht über die Lage im besetzten Polen und vor allem über die Situation der jüdischen Bevölkerung zu überbringen. Karski besuchte zweimal das Warschauer Ghetto, wo ihn die jüdischen Führer baten, die westliche Welt über die verzweifelte Lage des polnischen Judentums zu informieren. 1982 ehrte die Yad Vashem-Stiftung Karski als »Gerechter unter den Völkern«, und am 12. Mai 1994 wurde er in der israelischen Botschaft in Washington, D. C. zum Ehrenbürger des Staates Israel ernannt.

»Erez, al tehassi dami weal jehi makom lesa'akati«* – Ach Erde,
bedecke mein Blut nicht und mein Schreien finde keine Ruhestatt.
(Hiob 16, 18)

– Dr. Gideon Frieder

The George Washington University
Washington, D. C.

* Traditionelles hebräisches Gebet um himmlische Gerechtigkeit für die unschuldig Ermordeten.

Kleines historisches Gedicht

Banderowicz¹ hieb ihm die Faust ins Gesicht,
Szaulis² trat ihm in den Hintern,
Die Deutschen schlugen ihm die Zähne aus
und jagten ihm dann eine Kugel in den Kopf.
Auf seinem Totenbett
fragte jemand voller Neugier:
Wer ist dein größter Feind?
Vor seinem Tod hustete er es heraus – DER JUDE!

Janusz Minkiewicz

Das gleiche Gedicht im polnischen Original:

Banderowicz dał mu w gębę,
Szaulis mu siedzenie sprął,
Niemiec wybil wszystkie zęby,
Potem kulą, w łeb mu dał.
Nad śmiertelnym go barłogiem
Spytał ktoś ciekawski zbyt
Kto największym twoim wrogiem?
On nim skonał, charknął – ŻYD!

¹ Banderowicz: Ukrainischer Faschist

² Szaulis: Litauischer Faschist in Diensten der deutschen Polizei

1

Krakau, 1939

Ich wurde am 27. April 1917 in Spiska Stara Ves geboren, einer kleinen Stadt auf der slowakischen Seite der Hohen Tatra, nur wenige Kilometer von der polnischen Grenze entfernt. Dort hatten meine Mutter Antonia und ihre Familie seit vielen Jahren gelebt. Mein Vater Emil stammte aus Jarosław in Galizien, das zum Kaiserreich Österreich-Ungarn gehörte. Als 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach, wurde mein Vater in die österreichische Armee eingezogen und nach Albanien an die Balkanfront geschickt. Auf dem Weg zu seiner Einheit machte er Zwischenstation in Spiska Stara Ves. Dort begegnete ihm meine Mutter, und es war Liebe auf den ersten Blick. Sie schrieben einander Briefe, und in seinem ersten Urlaub kehrte mein Vater zu ihr zurück und sie heirateten. Er wurde in Tirana stationiert, dort verwundet, erholte sich und mußte erneut in den aktiven Dienst. Als der Krieg im November 1918 endete, kehrte er zu meiner Mutter und mir zurück und zog mit uns nach Krakau im vereinigten unabhängigen Polen. Vater hatte viele Freunde und Bekannte in der Stadt und fühlte sich dort zu Hause, und als Mutters fünf Schwestern, ihre vier Brüder und ihre Mutter sich dazu entschlossen, in die USA auszuwandern, entschieden Vater und Mutter, in Krakau zu bleiben. Schon kurz danach wurde meiner Mutter klar, daß sie einen Fehler begangen hatte. Sie vermißte ihre Familie sehr und konnte sich nicht in Polen eingewöhnen. Ihre Muttersprachen waren Ungarisch und Deutsch, und sie lernte nie, fließend Polnisch zu sprechen.

Ich war das älteste Kind, dem eine Schwester, Fela, und zwei Brüder, Szymon und Nathan, folgten. Wir lebten gut in Krakau: Die jüdische Gemeinde war groß und stolz, und sie konnte ihre Geschichte bis ins 10. Jahrhundert zurückverfolgen, als sich die ersten Juden auf der Flucht vor Verfolgung, Pogromen, Inquisition und Zwangsbaptisierung hier niedergelassen hatten. Die Juden waren von König Kazimierz dem Großen nach Polen geholt worden, der ihnen seinen persönlichen Schutz zusicherte. Ihr Kommen trug zu einem rapiden Wachstum von Handel und Gewerbe bei, aber sie wurden von der Bevölkerung nie völlig anerkannt und mußten in Ghettos

leben, im Vertrauen darauf, daß der König ihre Sicherheit und die Ausübung ihrer Lebensgewohnheiten schützte. Der Handel, der mit den Juden nach Polen kam, war von großem Nutzen für das Land und verhalf auch ihnen zu Wohlstand. Schon bald begannen sie mit dem Bau ihrer eigenen Synagogen und Kulturzentren. Vor dem Zweiten Weltkrieg gab es in Krakau noch Synagogen, die bereits im 12. Jahrhundert erbaut worden waren.

Das Krakauer Ghetto wurde Kazimierz genannt, zu Ehren des königlichen Schutzherrn der Juden; aber im Laufe der Zeit erhielt der gesamte achte Stadtbezirk diesen Namen. Er grenzte an den Wawel, in dessen Schloß viele polnische Könige gelebt und regiert hatten. Jahrhundertlang war Krakau die Hauptstadt Polens gewesen, bis einer der Könige die Residenz nach Warschau verlegte. Aber selbst nach diesem Umzug wurden alle Könige im Waweldom begraben, ebenso wie die Häupter der katholischen Kirche und – in unserer Zeit – der moderne polnische Held Marschall Józef Piłsudski. Der Wawel gehört zu den berühmtesten historischen Stätten des Landes.

Schon bald lebte in Polen die größte jüdische Bevölkerungsgruppe Europas, die – trotz ihrer Armut – einen großen Beitrag zum schnellen Wachstum der jüdischen Kultur leistete: Aus ihr gingen viele Schriftsteller, Dichter, Musiker, Wissenschaftler sowie geistige und politische Führer hervor. Aber die katholische Kirche fand sich nie mit der Anwesenheit der Juden ab und predigte Haß gegen alles Jüdische. Diese Haltung durchdrang die ganze Nation und führte im Laufe der Jahrhunderte immer wieder zu Verfolgungen und Pogromen, die darin gipfelten, daß im 17. Jahrhundert die Kosaken unter ihrem blutrünstigen Führer, Hetman Bohdan Chmielnicky, fast die Hälfte aller polnischen Juden töteten.

Soweit ich zurückdenken kann, gehörte offener Antisemitismus für die dreieinhalb Millionen Juden unter den insgesamt 32 Millionen Polen auch vor Beginn des Krieges zum Alltag. Drei Viertel dieser Juden lebten in den großen Städten des Landes. In Krakau waren es etwa fünfundfünfzigtausend, aufgeteilt in zwei Gruppen, Orthodoxe und Konservative. Unsere Familie zählte zu den Konservativen und wurde deshalb von den orthodoxen Juden als Ketzer betrachtet. In den zwanziger Jahren hatte unter den nonorthodoxen Juden eine Assimilationsbewegung begonnen, und eine kleine Minderheit sprach sich für die Konvertierung aus.

Als Hitler 1933 in Deutschland an die Macht kam, erfüllte das die traditionellen polnischen Antisemiten mit neuem Mut und Zuversicht. Die Juden dagegen verfolgten Hitlers Aufstieg mit einem Gefühl der Beklommenheit und Hilflosigkeit. Unter Außenminister Oberst Józef Beck war Polen das erste Land, das zu Hitler Beziehungen aufnahm, und am 26. Januar 1934 unterzeichnete das polnische Staatsoberhaupt, Marschall Piłsudski, ein zehnjähriges Nichtangriffsabkommen mit dem Dritten Reich – obwohl die Bauernpartei unter Wincenty Witos, die PPS (die Sozialistische Partei Polens) und die wenigen jüdischen Abgeordneten im *Sejm*, dem polnischen Parlament, erbitterten Widerstand gegen diesen Pakt leisteten. Wir beobachteten mit wachsender Verzweiflung, wie Hitler – nur wenige Kilometer hinter der Grenze – sich selbst zum *Führer* ernannte. Danach zog er den Oberbefehl über die deutschen Streitkräfte und die Schläger der SS und SA an sich und zwang die deutsche Nation zu blindem Gehorsam, indem er sie mit Hilfe eines persönlichen Treueides an sich band. Als Hitler im März 1938, im Rahmen des berüchtigten *Anschlusses*, sein Heimatland Österreich in sein Tausendjähriges Reich eingliederte, bereiteten uns Berichte über die SS und die Gestapo große Sorgen, die den Stiefelträgern der deutschen Wehrmacht auf dem Fuße folgten und in Österreich eine Schreckensherrschaft errichteten. Dabei stellten die Juden ihr Hauptziel dar – und der Rest der westlichen Welt stand schweigend daneben.

Am 28. Oktober 1938 trieben die Nazis in ganz Deutschland Zehntausende Juden polnischer Herkunft zusammen, die keine deutsche Staatsbürgerschaft besaßen, und schickten sie zur polnischen Grenze. Sie ignorierten die Proteste der polnischen Regierung, die sich weigerte, die Juden in ihr Land zu lassen. Diese Unglücklichen, die ihr gesamtes Hab und Gut zurücklassen mußten, waren gezwungen, viele Tage lang bei sehr schlechten Wetterbedingungen und unter katastrophalen sanitären Umständen im Niemandsland auszuharren, bis ihnen die polnischen Behörden die Einreise nach Polen »genehmigten«. Einige von ihnen kamen schließlich auch nach Krakau – verarmte Flüchtlinge, immer noch verstört von ihren schrecklichen Erlebnissen, die sich vor unserer Kehila (dem Haus der jüdischen Gemeinde) sammelten und um Unterkunft und Verpflegung baten. Die Krakauer Juden nahmen sie mit offenen Armen auf.

Am 15. März 1939 besetzte die Wehrmacht die Tschechoslowakei. Die Mörder der SS und der Gestapo folgten den Truppen in kurzem Abstand und begannen mit einer Welle von Verhaftungen und Morden an Oppositionsführern und Juden. In der dadurch entstandenen Panik flohen viele Juden Hals über Kopf und nahmen nur mit, was sie auf dem Leib trugen. Viele gingen nach Polen; einige von ihnen erreichten Krakau und vergrößerten das Heer der Flüchtlinge. Während Hitler langsam näher rückte und Polen schließlich von drei Seiten einschloß, hatten wir immer stärker das Gefühl, in einem Alptraum zu leben, den wir – wie jeden anderen bösen Traum auch – nicht beeinflussen konnten. Es dauerte nicht mehr lange, bis Hitler auch in Polen einfiel; seine Propaganda hatte schon früher vom *Drang nach Osten* gesprochen, mit dem Hitler *Lebensraum* für seine deutsche »Herrenrasse« gewinnen wollte. In einem teuflischen Geniestreich schloß er im August 1939 einen Pakt mit seinem Erzfeind Stalin. Auf diese Weise hielt er sich den Rücken frei, um Polen ungehindert überfallen zu können. Im Morgengrauen des 1. September 1939 begann er mit seinem grundlosen Angriff auf unser Land.

Ich werde diesen Tag nie vergessen. Es begann am frühen Morgen, als laute Explosionen mich aus dem Schlaf rissen. Ich stürzte zum Fenster und sah, wie aus der Richtung des Bahnhofs, der acht Blocks von unserer Straße entfernt lag, dicker Rauch in den Himmel aufstieg. In der ganzen Stadt begannen die Sirenen zu heulen. Wie betäubt stellten wir das Radio an und hörten, wie der Sprecher immer und immer wieder sagte: »*Uwaga-Uwaga!*« (Achtung!) »Dies ist keine Luftschutzübung; dies ist ein Angriff. Seit heute morgen 4.45 Uhr wird unser geliebtes Vaterland Polen von Feinden angegriffen.« Danach folgten Instruktionen: Die Bevölkerung wurde dringend gebeten, nicht in Panik zu geraten, den Anweisungen zu folgen, sowie beim Ton der Sirenen den nächsten Luftschutzraum aufzusuchen und dort zu bleiben, bis alles vorüber war. Da unsere Sirenen bereits heulten, zogen wir uns alle schnell an und liefen nach unten in den Luftschutzkeller, der sich in Windeseile mit völlig verunsicherten Nachbarn füllte. Nur die Älteren unter uns wußten, was Krieg bedeutete. Als das Entwarnungszeichen kam, gingen wir nicht sofort zurück in unsere Wohnung im dritten Stock – für den Fall, daß die Ruhe nicht lange anhalten würde. Sofort machten die ersten Gerüchte die Runde: Man hätte den Bahnhof bombardiert, und auch

der Militärflughafen vor der Stadt sei angegriffen worden. Jeder hatte Fragen; nur wenige wußten Antworten. Einer unserer Nachbarn, der im Erdgeschoß wohnte, lud uns ein, bis auf weiteres in seiner Wohnung zu bleiben. Sein Name war Władysław Lopatowski; seine Frau hieß Zofia. Sie hatten einen Sohn, Jan, der ein wenig jünger war als ich. Frau Lopatowska machte Tee für uns alle, und wir setzten uns um das Radio, um Neuigkeiten zu erfahren. Zunächst hörten wir die polnischen Sender, die berichteten, daß der Überfall aus der Luft begonnen habe und das deutsche Schlachtschiff *Schleswig-Holstein* von der Ostsee aus Danzig beschossen würde. Zur gleichen Zeit fiel die Wehrmacht über die Grenze ein. Es hatte keine Warnung gegeben, kein Ultimatum, keine Kriegserklärung. Offensichtlich waren unsere Streitkräfte überrascht worden, aber der Sprecher zitierte unsere Heeresleitung und versicherte tapfer, daß unsere Armee die Deutschen rasch vom polnischen Boden vertreiben würde. Der deutsche Radiosender, den wir danach einschalteten, klang ganz anders: Der überglückliche Nazi-Sprecher berichtete, daß die siegreiche Luftwaffe militärische Ziele, wichtige Eisenbahnknotenpunkte und Brücken bombardiert habe; die polnische Luftwaffe sei auf dem Boden zerstört worden, noch bevor die Flugzeuge starten konnten, und die deutsche Armee wäre an allen Fronten auf dem Vormarsch und würde nur auf geringen Widerstand stoßen.

Zutiefst beunruhigt kehrten wir in unsere Wohnung zurück. Aber wir brachten kein Frühstück herunter, sondern warteten nur sehnsüchtig auf Neuigkeiten. Unser Radiosender gab zu, daß unsere Truppen schwere Verluste erlitten und sich an vielen Frontabschnitten in neue Positionen zurückziehen mußten. Man beschuldigte die Deutschen, ganz bewußt zivile Ziele zu bombardieren, wodurch Tausende Unschuldige ums Leben kamen. Den ganzen Tag über blieben wir vor dem Radio sitzen und schalteten von einem Sender zum anderen; abends gingen wir in unseren Kleidern ins Bett, bereit, beim ersten Ton der Sirene in den Luftschutzkeller zu flüchten. Die Nachrichten blieben vage. Radio Warschau bestätigte, daß unsere Truppen schwere Verluste erlitten und in neue Verteidigungsstellungen zurückgedrängt wurden – sich zurückzogen, wie der Sprecher es nannte. Die deutschen Sender waren voller Begeisterung, mit detaillierten Berichten über ihre Erfolge zu Land, zur See und in der Luft. Ihre Panzer schlugen unsere Kavallerie und Infanterie in die Flucht,

ihre Bomber zerstörten Polens wichtigste strategische Punkte, während ihre Schiffe eine Blockade der polnischen Ostseeküste erzwangen. In der Zwischenzeit berichteten die westlichen Radiostationen von völliger Verblüffung in den Hauptstädten ihrer Länder, während die Regierungen in Lethargie verharren.

Auch am nächsten Morgen hatte sich die Lage nicht verbessert. Uns wurde klar, daß wir uns in tödlicher Gefahr befanden. Mutter versuchte alles, um ihre Tränen zurückzuhalten. Wie Vater konnte sie sich daran erinnern, welche Tragödien der letzte Krieg vor nur zwanzig Jahren ausgelöst hatte. Wir vermieden es, einander anzusehen. Es war nicht nur die Vergewaltigung Polens, die Hitler ohne jeden Grund begonnen hatte; als Juden gaben wir uns bezüglich unseres Schicksals keinen Illusionen hin. Seit 1933 hatte unsere jüdische Presse uns darüber informiert, was die Deutschen in ihrem eigenen Land, in Österreich und in der Tschechoslowakei den Juden angetan hatten – und jetzt standen sie auf der Türschwelle der dreieinhalb Millionen Juden Polens.

Der Überfall war nun vierundzwanzig Stunden alt, und während der ganzen Zeit hatten wir auf bessere Neuigkeiten gehofft. Tatsächlich war alles nur noch schlimmer geworden. Unsere Verteidigung war durchbrochen; in Danzig gingen deutsche »Touristen« und die örtliche deutsche Bevölkerung schwerbewaffnet auf die Straße und attackierten Mitglieder der polnischen Garnison und der Polizei. Im Hafen beschossen deutsche »Handelsschiffe« polnische Stellungen. Die Deutschen hießen Hakenkreuzfahnen, und am selben Tag annektierte Hitler die Stadt für das Reich.

Von vielen Orten hieß es, sie befänden sich bereits in deutscher Hand. Wir konnten die Namen nicht alle verfolgen, aber es wurde deutlich, daß die deutschen Streitkräfte unnachgiebig vorwärts drängten, während unsere Armee immer weiter zurückwich. Die westlichen Radiosender berichteten, daß die Situation bereits völlig unter deutscher Kontrolle sei. Gegen ihre moderne Bewaffnung hatten unsere hoffnungslos veralteten, fast altertümlichen Waffen keine Chance. Ihre Panzer vernichteten unsere aufgepflanzten Lanzen, Relikte vergangener Kriege. Während unsere militärischen Führer nach ihren verstaubten Plänen operierten und unsere Verteidigung im Westen konzentrierten, griffen die Deutschen von Ostpreußen im Norden und von der Slowakei im Süden aus an, umgingen unsere

Streitkräfte und drängten sie in Richtung der Weichsel, Polens zweiter natürlicher Verteidigungslinie. Die westlichen Radiosprecher bezeichneten den deutschen Feldzug als *Blitzkrieg* – eine von den Deutschen entwickelte Taktik des blitzschnellen Zuschlagens –, während die Polen einen traditionellen Verteidigungskrieg führten, wie sie ihn aus ihren alten Militärhandbüchern kannten. Ein weiteres neues Merkmal dieses Krieges war die berühmte Fünfte Kolonne, die sich in diesem Fall aus Polen deutscher Abstammung zusammensetzte und die vorrückende Wehrmacht durch Sabotageakte im Rücken der Verteidiger unterstützte. Es gab etwa zwei Millionen von ihnen, und sie hatten in Polen in Frieden und akzeptiert von der polnischen Bevölkerung leben können, während wir Juden – Polen seit eintausend Jahren – als Fremde diskriminiert wurden, und zwar nicht nur vom einfachen Volk, sondern auch in aller Offenheit von den politischen Führern des Landes und vor allem von der katholischen Kirche. Juden waren von den oberen Rängen in Regierung und Armee ausgeschlossen, und die Luftwaffe und die Marine duldeten überhaupt keine Juden. Aber während viele Juden jetzt für Polen kämpften und starben, bedankten sich diese deutschstämmigen Polen für die Gastfreundlichkeit ihres Gastlandes, indem sie mit einem alten Feind Polens, mit Deutschland zusammenarbeiteten. Das polnische Radio rief die Bevölkerung auf, ruhig zu bleiben, und versprach, daß unsere Armee den deutschen Vormarsch aufhalten würde, sobald sie ihre neuen, starken Verteidigungslinien erreicht hätte. Die Nachricht löste Bestürzung aus, aber es sollte noch schlimmer kommen, denn kurz danach wurde berichtet, daß im Süden zwei slowakische Divisionen sich dem deutschen Angriff auf unser Land angeschlossen hatten.

Wir hörten, daß Hitler eine große Rede im Reichstag gehalten hatte – nur wenige Stunden, nachdem seine Truppen in Polen eingefallen waren. Er teilte seinen jubelnden Gefolgsleuten mit, daß die polnische Armee Deutschland angegriffen habe und Deutschland sich nun verteidigen müsse. Seine Unverfrorenheit war einfach unglaublich.

Später am Abend veröffentlichte unser Präsident Mościcki einen Aufruf an das polnische Volk, in dem er mit dramatischen Worten vor Gott und der Geschichte erklärte, daß an diesem Tage Hitler seine wilden Tiere aus ihren Käfigen gelassen habe und diese nun frei in Polen umherstreifen würden. Alle Deutschen, ob jung oder alt, seien

Mörder. Er bat die Bevölkerung, ruhig zu bleiben und mit den Behörden zusammenzuarbeiten. Es folgte eine sehr traurige Bekanntmachung: Über Radio wurden alle Männer im kriegsfähigen Alter aufgefordert, sich nach Osten aufzumachen und dort zum aktiven Dienst zu melden. Ich hatte dieses kriegsfähige Alter erreicht, und Szymon war nur ein paar Monate davon entfernt; wir mußten uns entscheiden, was zu tun war. Vater und ich gingen ins jüdische Viertel der Stadt, wo wir viele Freunde hatten, um deren Meinung zu hören. Auf unserem Weg sahen wir die Flüchtlinge in unsere Stadt strömen, in Lastwagen, Autos und zu Fuß, erschöpft und verschwitzt vom heißen Sommerwetter und unter der schweren Last all der Besitztümer, die sie tragen konnten. Da es Samstag war, der Tag des Sabbat, hatten alle jüdischen Geschäfte geschlossen, und die Menschen standen in Gruppen zusammen und diskutierten ängstlich die Lage. Als wir uns den Flüchtlingen näherten, fiel uns auf, wie traurig und verzweifelt sie aussahen. Sie kamen aus Schlesien, von der Westgrenze Polens, und waren geflohen, um der SS zu entgehen, die den Soldaten folgte.

Wir sprachen mit Freunden und erfuhren, daß viele Männer Krakau bereits verlassen hatten und weiter im Osten nach einer sicheren Zuflucht für sich und ihre Familien suchten, in der Hoffnung, diese später nachholen zu können. Andere dagegen, die große Unternehmen oder Eigentum besaßen, wollten dies alles nicht aufgeben. Da wir kein Geschäft besaßen, um das wir uns Sorgen hätten machen müssen, beschlossen wir, daß Vater, Szymon und ich uns am nächsten Morgen auf den Weg machen würden. Mutter sollte bei Fela und Nathan bleiben, der noch zu jung war, um in den Krieg zu ziehen. Wir nahmen an, daß es für sie zu schwer wäre, bei dem heißen Wetter mit uns zu marschieren, denn es fuhren keine Züge mehr. Aber da alle drei sich unserem Plan energisch widersetzen, kamen wir schließlich überein, daß alle zusammen gehen würden. Vater und ich gingen nach unten, um den Lopatowskis von unserem Vorhaben zu erzählen und sie darum zu bitten, während unserer Abwesenheit auf unsere Wohnung aufzupassen. Während wir bei ihnen saßen und Radio hörten, kamen die Nachbarn aus dem zweiten Stock vorbei, um sich vorzustellen. Es war ein Ehepaar namens Gelb, und ich bemerkte ihren deutschen Akzent und die Tatsache, daß Frau Gelb nur sehr wenig Polnisch sprach. Sie erzählten uns, daß Herr Gelb zu den vielen Juden gehörte, die die Deutschen im Oktober 1938 nach

Polen deportiert hatten. Es war ihm gelungen, sich nach Krakau durchzuschlagen und bei einem polnischen Schrotthändler Arbeit zu finden. Da seine Frau »Arierin« war, durfte sie in Deutschland bleiben; aber sie hatte sich entschlossen, ihm zu folgen, und war einige Monate später mit den Möbeln und ihrer Habe nachgekommen. Wir wurden schnell Freunde, und Herr Gelb erzählte uns, daß der Angriff auf Polen nicht so spontan erfolgte, wie Hitler behauptete, sondern sorgfältig geplant und vorbereitet worden war.

Da Krakau nahe der Grenze zur Slowakei und zu Schlesien lag, befand es sich in unmittelbarer Gefahr. Wir hatten bereits gehört, daß die Deutschen unsere natürlichen Verteidigungslinien in der Tatra durchbrochen und den Jablunkowy-Paß überquert hatten, während sie gleichzeitig zügig von Schlesien aus vorstießen. Also gingen wir nach oben, um unsere Rucksäcke zu packen. Mutter backte Brot für den Weg. Wir waren alle niedergeschlagen, angespannt und nervös, und es fiel kaum ein Wort. Das Radio berichtete, daß sich die polnische Armee an allen Fronten zurückzog, dabei gewaltige Verluste erlitt und von den Deutschen zu Tausenden gefangengenommen wurde. Deutsche Bomber töteten wahllos Zivilisten in Städten und Dörfern; der Sprecher bezeichnete sie als »Mörder aus dem Himmel«. Wir hörten die ersten Berichte von Greuelthaten, die die einfallenden Deutschen, unterstützt von den deutschstämmigen Polen, im Westen des Landes begingen – Plünderungen, Brand und Vergewaltigungen. Immer wieder wurde im Radio vor der deutschen Fünften Kolonne gewarnt.

Die deutschen Radiostationen waren außer sich vor Freude und sendeten hämische Siegesmeldungen, die das OKW, das *Oberkommando der Wehrmacht*, herausgab.

Die westlichen Stationen zeichnen ein nüchterneres Bild der Situation. Hitler hatte über eine halbe Million Soldaten für den Angriff eingesetzt. Zwei Heeresgruppen, »Nord« unter General Bock und »Süd« unter General von Rundstedt, standen unter dem Oberkommando von Marschall von Brauchitsch. Die gesamte Armee bestand aus sechzig deutschen Divisionen, von denen neun motorisiert waren, und zwei slowakischen Divisionen. Sie verfügte über die modernsten Panzer und Waffen, von denen viele zuvor noch gar nicht bekannt gewesen waren. Unterstützt wurde diese Armee von zweitausend Flugzeugen aus zwei der drei deutschen Luftflotten.

Polen verfügte über 700 veraltete Flugzeuge, eine Panzerdivision und zehn Kavalleriedivisionen. Pferde gegen Panzer; Speere, Lanzen und Säbel unserer berühmten Kavallerie, deren Tapferkeit gegen den Stahl der deutschen Kampfmaschinen keine Chance hatte. Der Großteil der deutschen Infanterie war motorisiert und sehr beweglich, während unsere Soldaten marschieren mußten. Aber die größten Verwüstungen verursachten die deutschen Bomber, die im Schutz moderner Jagdflieger den Himmel beherrschten und unter Armee und Zivilbevölkerung Zerstörung, Verwirrung und Panik säten.

Unsere politischen Führer äußerten sich in der Öffentlichkeit enttäuscht über die Untätigkeit und das Schweigen Frankreichs und Englands. Beide hatten in einem erst kürzlich unterzeichneten Abkommen ihr Wort gegeben, uns beizustehen, aber sie unternahmen nichts, während Polen blutete und seine unterlegene Armee immer weiter zurückwich. Wir wußten, daß es die richtige Entscheidung war, nach Osten aufzubrechen.

Wir gingen zeitig zu Bett, um für unsere Reise ins Unbekannte gerüstet zu sein. Am nächsten Morgen standen wir früh auf, verschlossen alle Türen und gaben Frau Lopatowska die Schlüssel. Sie wünschte uns alles Gute, und wir gingen durch die verlassenen Straßen, die seit Beginn des Krieges verdunkelt waren. Wir wußten, daß es keinen Sinn hatte, zum Bahnhof zu gehen; es gingen keine Züge mehr von Krakau ab, da die deutschen Bomber viele Brücken und Knotenpunkte zerstört hatten. Busse fuhren auch nicht mehr; also gingen wir zu Fuß über die Weichselbrücke in Richtung Podgorze, den Ostteil der Stadt. Ich kannte den Weg genau; es war der Weg zur Schokoladenfabrik, in der Vater und ich arbeiteten. Bald darauf füllten sich die Straßen mit Flüchtlingen; sie kamen aus allen Richtungen, schwer beladen mit Koffern und Bündeln, und wußten nicht genau, wohin sie gehen sollten. Alle Geschäfte waren geschlossen. Wir gingen durch Podgorze in die Vorstadt Płaszów, das Industriegebiet Krakaus. Die Straßen waren dicht gefüllt mit Autos, Lastwagen und Pferdekarren, beladen und überladen mit Menschen und ihren Habseligkeiten; zwischen ihnen sah man einige Soldaten auf dem Weg zu ihrer Einheit. Es war sehr heiß, und der dichte Verkehr wirbelte Staubwolken auf. Also entschlossen wir uns, parallel zur Straße durch die Felder zu gehen. Dort standen viele defekte Fahrzeuge; andere waren aus Mangel an Benzin liegengeblieben und wurden mit-

samt den Habseligkeiten ängstlich von Flüchtlingen bewacht. Manche hatten Pferde gefunden, mit denen sie ihre Autos zogen, während wieder andere neben uns zu Fuß gingen. Nach einigen Stunden Weg setzten wir uns in ein Feld, um auszuruhen. Wir waren sehr durstig. Schon bald hatten wir alles aufgegessen, was wir von zu Hause mitgenommen hatten, aber der Durst machte uns am meisten zu schaffen. In den Dörfern, durch die wir kamen, versuchten wir, Lebensmittel zu kaufen. Aber da man uns wegschickte, suchten wir in den Feldern ein paar Kartoffeln und Rüben und rösteten sie über einem Lagerfeuer. Völlig erschöpft schliefen wir auf dem freien Feld ein. Vater weckte uns früh am nächsten Morgen, damit wir noch vor Sonnenaufgang ein Stück Weg hinter uns bringen konnten. Als es zu heiß wurde, gingen wir in einen Wald und marschierten im Schatten der Bäume. Plötzlich hörten wir das Geräusch niedrig fliegender Flugzeuge. Wir sahen hoch und erschrakten beim Anblick eines Schwarms deutscher Flieger, die direkt auf uns zukamen – wie Geier, die ihre Beute einkreisen. Wir warfen uns unter einigen Bäumen zu Boden und beobachteten die Maschinen weiter. Kurz danach sahen wir Bomben aus ihren Rümpfen fallen, die mit lautem Krachen auf der nahe gelegenen Hauptstraße explodierten. Feuer brach aus, Menschen sprangen aus brennenden Fahrzeugen, aber die deutschen Maschinen verfolgten sie und schossen sie mit ihren Maschinengewehren nieder, als ob sie Weizen mähten. Ungehindert gingen die Nazi-Piloten ihrem tödlichen Handwerk nach. Als sie genug hatten, stiegen sie hoch in den Himmel auf, wo Gott vermutlich dem Abschlachten seiner Kinder zugesehen hatte. Es erschien uns, als ob Er uns seit dem 1. September den deutschen Mördern überlassen hatte.

Nachdem die Flugzeuge verschwunden waren, rannten wir zur Straße, die in den Flammen der völligen Verwüstung zu verbrennen schien. Wir hörten die Schreie der Verwundeten; einige lagen auf dem Boden, andere liefen ziellos umher und suchten nach Hilfe, während das Blut über ihre verletzten Körper strömte. Die Straße war übersät mit Toten, zerrissenen Körpern und persönlicher Habe, alles von Blut bedeckt. Verwundete Pferde wieherten laut und verstärkten das allgemeine Gefühl des Grauens, bis sie durch die Gewehre der Soldaten von ihren Qualen erlöst wurden. Menschen blickten in die Gesichter der Toten und Verwundeten, um Freunde und Verwandte zu identifi-

zieren, oder weinten über ihren toten oder verwundeten Körpern. Wir halfen, die Verwundeten in den Wald zu tragen, in dem wir uns vor dem Angriff versteckt hatten. Die Soldaten begannen, entlang der Straße Gräber auszuheben. Die Toten in Uniform wurden in Einzelgräber gelegt und mit ihren Namen versehen; die Zivilisten legte man, umringt von trauernden Verwandten, in ein Massengrab. Wir halfen den Soldaten, die verbrannten und defekten Fahrzeuge von der Straße zu schieben, um den Weg für Armeekonvois frei zu machen. Danach gingen wir wieder in die Felder zurück und setzten unseren Weg fort.

Unsere erste Begegnung mit den Schrecken des Krieges erschütterte uns zutiefst: Tote, die nur wenige Augenblicke zuvor Flüchtlinge wie wir gewesen waren, untröstliche Verwandte, die um sie weinten, verstümmelte Pferde und verbrannter Stahl. Und die ganze Zeit über setzten wir unseren Marsch fort. Viele sahen sich immer wieder um, so als ob sie sich noch einmal von ihren Lieben verabschieden wollten. Es waren Eltern darunter, die kurz zuvor ihre Kinder begraben hatten, und Kinder, die die toten Körper ihrer Eltern in ein Massengrab legen mußten.

Nun wurde mir klar, daß die Radioberichte nicht übertrieben, die von wahllosen Bombenangriffen der Luftwaffe auf unschuldige Zivilisten sprachen. Soeben hatte ich die Nazi-Piloten bei ihrer kaltblütigen »Arbeit« beobachten können. Langsam bewegten wir uns durch die unebenen Felder vorwärts, während die Sonne auf unsere Rücken und Köpfe brannte. Der Anblick eines Dorfes vor uns ließ uns einen Moment lang wieder Mut fassen, aber die Bauern öffneten uns noch nicht einmal die Türen, als wir Nahrungsmittel bei ihnen kaufen wollten. Sie erlaubten uns nur, etwas Wasser aus ihren Brunnen zu schöpfen, was für uns eine große Erleichterung bedeutete. Als die Dunkelheit hereinbrach, legten wir eine Pause ein und versuchten zu schlafen. Aber der Schlaf wollte nicht kommen; die Bilder des Tages verfolgten uns, und wir sprachen immer wieder über die Tragödie, die wir mitangesehen hatten. Mutter und Fela taten mir besonders leid – und dies war erst der Anfang des Krieges. Nur Gott wußte, was uns noch bevorstehen würde.

Im ersten Tageslicht brachen wir wieder auf. Wir gingen auf der Straße, um schneller vorwärtszukommen, und zogen uns bei Sonnenaufgang in den Wald zurück. Nach einiger Zeit kamen wir an

einen Bach oder einen Fluß, der durch die Dürre nur wenig Wasser führte. Wir kühlten unsere mit Blasen bedeckten Füße und tranken in tiefen Schlucken, ohne an mögliche Konsequenzen zu denken. Nicht die Bakterien, sondern die Bomben bereiteten uns Sorgen. Im nächsten Dorf begegneten wir einigen Bauern, die uns erzählten, daß sie uns keine Lebensmittel verkaufen konnten, weil die Armee alle Reserven requiriert hatte. Als wir das Dorf verließen, wurden wir von der Militärpolizei angehalten, die an der Straße die Papiere von Hunderten von Flüchtlingen kontrollierte. Diejenigen, deren Unterlagen nicht in Ordnung waren, mußten sich an die Seite stellen und warten. Als wir an die Reihe kamen, sagte ich ihnen, daß Szymon und ich auf dem Weg nach Osten waren, um uns der Armee anzuschließen, und fragte den Offizier, wo wir uns melden mußten. Er wußte es nicht, riet uns aber, weiter nach Osten zu ziehen. Die Soldaten befahlen den Flüchtlingen, aus ihren Fahrzeugen auszusteigen und beschlagnahmten sie ohne Zögern, ungeachtet aller Proteste. Außerdem nahmen sie sich die besonders kräftig aussehenden Pferde und ließen die Flüchtlinge mitsamt ihrer Habe am Weg zurück.

Niedergeschlagen rasteten wir in einem Feld, und Vater versuchte uns mit dem Versprechen aufzuheitern, daß wir bald nach Bochnia kommen würden – eine Stadt, in der er Kunden hatte, mit denen er schon seit Jahren freundschaftlich verbunden war. Wir beschlossen, daß Mutter, Fela und Nathan dort bleiben sollten, während wir drei anderen nach Osten in Richtung des Flusses Bug gingen. Danach marschierten wir ohne Pause weiter, bis wir am frühen Abend Bochnia erreichten. Als wir die Stadt betraten, herrschte überall großer Tumult: Zum ersten Mal mußten wir miterleben, wie der polnische Pöbel Häuser und Geschäfte plünderte. In der wildgewordenen Menge erkannten wir auch einige Soldaten: Die Gewehre hingen noch über ihren Schultern, während sie mit beiden Armen gestohlene Güter umklammerten. Viele waren betrunken vom Wodka, den sie gestohlen hatten. Wir ahnten, daß betrunkene Soldaten mit Gewehren sehr gefährlich sein konnten; also schob Vater uns in eine Seitenstraße, um der Menge aus dem Weg zu gehen, die die Straße hinauf- und hinabließ, um schnell ihre Beute nach Hause zu tragen und danach erneut auf Plünderzug zu gehen. In der Nähe eines kleinen Hauses hielt Vater an. Er ging zur Hintertür, klopfte und rief den Namen eines seiner Kunden, der hier wohnte. Uns war klar, daß der

Hausbesitzer sich vor dem umherziehenden Pöbel fürchten mußte, aber er öffnete die Tür einen Spalt, und als er Vater erkannte, ließ er uns schnell ein. Er begrüßte uns herzlich, und Vater und er umarmten sich. Dann schlug er vor, daß wir unsere staubigen Sachen wechseln und uns waschen sollten und war offensichtlich verblüfft von den riesigen Wassermengen, die wir trinken konnten. Während wir uns wuschen, bereitete seine Frau eine warme Mahlzeit für uns. Beim Essen erzählten sie uns, daß die örtliche Polizei am Morgen den Ort verlassen hatte und jetzt der Pöbel die Stadt beherrschte. Die ersten Opfer waren die Juden, ihre Häuser, Geschäfte und Werkstätten. Zu dem lokalen Pöbel hatten sich durchreisende polnische Flüchtlinge gesellt; sie ergriffen nur zu gern die Möglichkeit, den antisemitischen Gefühlen freien Lauf zu lassen, mit denen sie aufgewachsen waren. Einige Soldaten, die sich eigentlich auf dem Weg zu ihrer Einheit befanden, vergaßen Ausbildung und Disziplin und beteiligten sich ebenfalls an den Plünderungen.

Nach dem Essen informierte unser Gastgeber uns über die aktuelle Lage. Am 3. September hatten England und Frankreich Deutschland endlich den Krieg erklärt, nachdem Hitler das von ihnen gestellte Ultimatum verstreichen ließ. Diese Nachricht wurde in Warschau mit ungeheurer Begeisterung aufgenommen, und überschwengliche Polen tanzten auf den Straßen vor den ausländischen Botschaften. Aber Hitlers Armeen stießen immer noch mit voller Kraft weiter vor, während unsere Streitkräfte sich in sogenannte »neue« Stellungen zurückzogen. Die größeren Städte im westlichen Teil Polens befanden sich bereits in deutscher Hand, darunter auch Katowice, Gniezno, Poznań, Bydgoszcz, Częstochowa und Torún. Unsere Gastgeberin richtete uns ein Zimmer her, und am nächsten Morgen bat Vater unseren Gastgeber, uns zu einer jüdischen Familie zu bringen, bei der Mutter, Fela und Nathan bleiben konnten. Aber dieser wollte davon nichts hören und bestand darauf, daß sie bei ihm wohnen. Nach dem Frühstück brachen wir – die drei Männer der Familie – in Richtung Osten auf, im sicheren Gefühl, daß unsere Lieben sich in guten Händen befanden.

Ein oder zwei Tage später hörten wir bei unserem Marsch durch die Felder hinter uns das Grollen von Artilleriefeuer. Vater sagte, daß es nicht weit entfernt sein konnte. Gelegentlich passierten uns in geringer Höhe deutsche Flugzeuge auf dem Weg nach Osten. Als wir

einen Fluß erreichten, wuschen wir uns und kühlten unsere müden, geschwellenen und über und über mit Blasen bedeckten Füße. Den ganzen Tag über brännte die Sonne auf uns herunter. Immer, wenn wir einem Offizier begegneten, fragten wir ihn, wo wir uns zum Dienst melden konnten. Aber keiner wußte etwas; überall herrschte Verwirrung. Wenige Tage später erreichten wir Sandomierz, eine berühmte alte Stadt an der Weichsel. Als wir in den Ort kamen, sahen wir erneut einen polnischen Pöbel, der jüdische Geschäfte, Werkstätten und Häuser plünderte. Überall auf den Bürgersteigen lag zerbrochenes Glas, und in jeder Ecke fand man leere Kisten und zerbrochene Wodkaflaschen. Und wieder folgten bewaffnete Soldaten voller Begeisterung dem Mob. Wir gingen durch die Seitenstraßen, auf der Suche nach einer jüdischen Familie, bei der wir die Nacht verbringen konnten. Dort begegneten wir einem alten, bärtigen Juden, der neben einem völlig verwüsteten Geschäft vor einem kleinen Haus stand. Vater ging auf ihn zu und fragte ihn auf jiddisch, ob wir hereinkommen könnten, um uns zu waschen und uns auszuruhen. Der alte Mann war so verängstigt, daß er kaum sprechen konnte, aber schließlich willigte er ein, uns aufzunehmen, wenn wir versprachen, ihn zu beschützen. Uns fiel auf, daß niemand anderes im Haus war, aber wir trauten uns nicht, ihn zu fragen, wo seine Familie sei. Er stand die ganze Zeit hinter dem Vorhang und beobachtete die Straße. Wir wuschen uns, aßen und schliefen noch am Tisch ein. Früh am nächsten Morgen weckte uns der alte Mann, und das erste, was uns auffiel, war, daß er immer noch wie versteinert am gleichen Fleck hinter den Gardinen stand. Uns wurde klar, daß mit ihm etwas nicht in Ordnung sein konnte; vielleicht hatte er den Verstand verloren, als der gefährliche Pöbel seinen Laden verwüstete. Selbst als wir uns bei ihm bedankten und ihm alles Gute wünschten, gab er uns keine Antwort.

Wieder auf der Straße sagte Vater, daß er sich dazu entschlossen hätte, umzukehren und nach Krakau zurückzugehen, denn bisher hatten wir nur Anarchie und desorganisierte Truppen erlebt, die auf dem Weg nach Osten jede Kontrolle verloren. Außerdem machten wir uns Sorgen um den Rest unserer Familie. Erneut marschierten wir durch die Felder, blieben aber diesmal dichter an der Hauptstraße. Wir beschloßen, nicht durch die Dörfer zu wandern, sondern in den Feldern zu schlafen und uns von den Gemüsen zu ernähren, die wir dort fanden – geröstet, wenn wir ein Feuer machen konnten und roh,

wenn dies nicht möglich war. Trinken konnten wir aus den Brunnen, an denen wir vorbeikamen. Wir waren nicht allein. Es gab viele Flüchtlinge wie uns – einige gingen nach Osten, andere nach Westen, und die ganze Zeit zogen deutsche Flugzeuge über unsere Köpfe, flogen nach Osten und kehrten wieder zurück.

Das Artilleriefeuer rückte immer näher. Als wir eines Morgens aufbrachen, entdeckten wir eine große Staubwolke, die an der Hauptstraße aufstieg, begleitet vom Dröhnen schwerer Fahrzeuge, die von Westen aus auf uns zukamen. Wir gingen dichter an die Straße heran und sahen einen großen Konvoi von Militärfahrzeugen, der sich in Richtung Osten bewegte. Als sie uns passierten, bemerkten wir zu unserer Verblüffung, daß es sich um Deutsche handelte. Welch ein Unterschied zum Rückzug der polnischen Armee! Der Konvoi bestand aus Lastwagen und gepanzerten Fahrzeugen, vor denen Motorräder mit Beiwagen fuhren. Vater erklärte uns, daß es sich dabei um Patrouillen handelte. Die Soldaten wirkten ausgeruht; sie waren gut bewaffnet und sangen laut. Hitze und Staub schienen sie ebensowenig zu beeindrucken wie die polnische Armee. Vor ihnen waren die wenigen polnischen Soldaten, die sich noch in der Gegend aufhielten, damit beschäftigt, die Juden in den umliegenden Städten zu berauben. Vater erzählte uns, daß die deutsche Artillerie und Ausrüstung sehr modern und von bester Qualität seien. Als ehemaliger Soldat hatte er ein Auge für militärische Dinge. Unsere veraltete Armee war ihnen hoffnungslos unterlegen; mit Tapferkeit allein ließ sich kein Panzer aufhalten. Da wir die deutschen Flugzeuge nun nicht mehr fürchten mußten, setzten wir unseren Marsch auf der Hauptstraße fort. Nach wenigen Stunden mußten wir an einem militärischen Kontrollpunkt anhalten. Wir stellten uns in die Schlange und warteten, bis wir an die Reihe kamen. Alle jungen Männer wurden aufgefordert, ihre Hüte oder Kappen abzunehmen; da alle Rekruten ihre Köpfe rasieren mußten, konnten die Soldaten auf diese Weise leicht feststellen, ob sie es mit einem Deserteur zu tun hatten. Wir durften passieren und nach Westen weitergehen. Auf dem Marsch sahen wir deutsche Flugzeuge, die nach Osten flogen – so niedrig, als ob sie die Marschkolonnen der Wehrmacht leiten wollten. Der Himmel gehörte ihnen. Es gab keine polnische Luftwaffe mehr, und anscheinend auch keinen Gott, der sie aufhalten konnte.

Wir übernachteten neben der Straße und erwachten am Morgen eines erneut sehr heißen nächsten Tages. Wieder gelang es uns nicht, in den Dörfern Lebensmittel zu kaufen; aber diesmal öffneten uns die Bauern ihre Türen und erzählten, daß die Deutschen für Ordnung gesorgt und ihre gesamten Vorräte requiriert hatten. Auf unserem Weg begegneten uns weitere Flüchtlinge, die immer noch nach Osten gingen, während wir uns auf dem Rückweg nach Bochnia befanden. Sie sagten uns, daß die Deutschen am 6. September Krakau und einen Tag später Bochnia erobert hatten. Die deutschen Soldaten auf den Hauptstraßen verhielten sich zumeist korrekt, erzählte man uns, aber wir sollten auf die frühe Sperrstunde in vielen Orten achten.

Die deutschen Patrouillen, denen wir begegneten, waren sehr streng, aber fair. Zum ersten Mal sah ich deutsche Soldaten und Offiziere aus nächster Nähe. Sie erschienen mir gut gekleidet, sauber und diszipliniert. Manchmal bekamen wir aus ihren Feldküchen etwas zu essen, und da Vater gut Deutsch sprach, schenkten ihm die älteren Männer ein paar Zigaretten. In der freudigen Erwartung, daß wir bald unsere Lieben wiedersehen würden, marschierten wir, so schnell uns unsere bläsigen, müden Füße trugen und trafen noch vor Beginn der Sperrstunde in Bochnia ein. Vater führte uns durch die fast leeren Straßen. Die Geschäfte hatten geöffnet, aber es gab keine Kunden. Wir begegneten einer deutschen Patrouille, aber es lief kein Pöbel mehr umher. Jetzt hatten sie Angst vor den Deutschen.

Wir fanden das Haus, aber unsere früheren Gastgeber teilten uns mit, daß sich unsere Familie aufgemacht hatte und in das von den Deutschen besetzte Krakau zurückkehren wollte. Trotz unserer Enttäuschung hofften wir, daß sie sicher zu Hause angekommen waren. Unsere Gastgeberin erzählte uns, daß sie ihnen für den Weg nach Krakau genug Nahrungsmittel mitgegeben habe, so daß sie nicht bei den unfreundlichen Bauern fragen mußten. Dann bat sie uns ins Haus, wo wir uns wuschen, die Kleidung wechselten und eine großartige Mahlzeit vorgesetzt bekamen. Unser Gastgeber informierte uns über die Neuigkeiten, die wir auf unserem Marsch verpaßt hatten. Deutsche Siege und polnischer Rückzug. Aber zum ersten Mal hörten wir von Greueln, die die deutschen Eroberer an Juden verübt hatten. Es gab Berichte von Plünderungen, Schlägen, Folter, Vergewaltigungen und Morden. Jüdische Gotteshäuser waren geschändet und in Brand gesteckt worden. In Bochnia hatten die Deutschen die

Ordnung erst wiederhergestellt, nachdem ihre Soldaten alles geplündert hatten, was vom polnischen Pöbel übersehen worden war.

Das polnische Radio verkündete, daß unsere politischen und militärischen Führer Warschau verließen und daß auch die ausländischen Botschaften evakuiert würden. Nur einige wenige Leiter der oppositionellen Sozialistischen Partei PPS und der Witos-Bauernpartei blieben im Land, um Widerstand zu leisten. Die deutschen Streitkräfte hatten die Weichsel überschritten und näherten sich Warschau von Westen, Norden und Osten. Unsere zweite Verteidigungslinie bestand nicht mehr; sie war auf einige kleine Widerstandsnester zusammengeschrumpft.

Wir übernachteten im Nebenzimmer auf dem Fußboden. Am nächsten Morgen stellten wir fest, daß unsere Gastgeberin Nahrungsmittel für den Marsch vorbereitet hatte, obwohl sie selbst nur sehr wenig besaß. Die Freundlichkeit dieser Menschen rührte uns zutiefst, und wir konnten ihnen kaum genug danken. Wir wünschten ihnen alles Gute für die bevorstehenden Bußtage, in der Hoffnung, daß wir uns eines Tages wiedersehen würden, wenn der Frieden und ein normales Leben zurückgekehrt wären.

Danach marschierten wir weiter. Nach einiger Zeit bemerkten wir einen langen Lastwagenkonvoi, der uns einholte. Bald darauf konnten wir erkennen, daß es sich um polnische Kriegsgefangene handelte, dicht an dicht in Lastwagen gepfercht, Gesunde neben Verwundeten mit blutbefleckten Verbänden, um Wasser und Nahrung bettelnd. Die schwerbewaffneten deutschen Wachen ließen niemanden in ihre Nähe. Für diese tragischen Figuren waren die Kämpfe vorüber, aber wer konnte sagen, was sie – und vor allem die Juden unter ihnen – in den deutschen Lagern erwartete? Die ganze Zeit über marschierten lange Kolonnen von Deutschen nach Osten, begleitet von vorausfliegenden Maschinen der Luftwaffe, die den Weg für sie freimachten. Wir zogen es vor, nicht wieder in eines der unfreundlichen Dörfer zu gehen, sondern mit den Lebensmitteln auszukommen, die wir bei uns trugen. Wasser tranken wir aus den Bächen, die wir überquerten. Es fiel uns nicht schwer, abends einzuschlafen; unsere Erschöpfung sorgte dafür. Als wir in der Ferne die hohen Schornsteine von Krakau ausmachen konnten, erhöhten wir unser Tempo, um die Stadt noch vor Beginn der Sperrstunde zu erreichen. Am späten Nachmittag erreichten wir Płaszów und kurz danach Podgorze.

Da immer noch keine Straßenbahnen fuhren, mußten wir unseren Fußmarsch fortsetzen. Die Brücken über die Weichsel waren gesprengt worden, wahrscheinlich beim Rückzug unserer Armee. Wir stellten uns in eine lange Schlange und warteten, bis wir auf einer militärischen Pontonbrücke den Fluß überqueren konnten; dann waren wir endlich wieder in Krakau. Nun liefen wir beinahe. Auf den Straßen wimmelte es von Menschen, und alle Geschäfte hatten geöffnet. Wir sahen deutsche Soldaten zu Fuß und auf Lastwagen. Endlich erreichten wir unser Haus und blickten erwartungsvoll zu den Fenstern in unserem Stockwerk hoch, um zu sehen, ob unsere Lieben auf uns warteten. Die Fenster und die Läden waren geschlossen. Aber als wir an der Tür klopfen, öffnete Nathan uns und rief aufgeregt: »Sie sind wieder zurück! Sie sind wieder zurück!« Mutter und Fela liefen herbei, und es kam zu einem tränenreichen Wiedersehen in den Armen der anderen. Das erste, was Mutter sagte, war, daß wir alle so dünn aussehen würden. Dann befahl sie uns, unsere schmutzigen Sachen auszuziehen und uns zu waschen. Bevor wir uns umgezogen hatten, stand sie in der Küche und machte Essen, um uns wieder ein wenig aufzupäppeln. Auch sie sprach voller Dankbarkeit von den Menschen, die uns in Bochnia so umsorgt hatten, und von den Lopatowskis, die bei ihrer Rückkehr sehr gut zu ihr gewesen waren und Nahrungsmittel mitbrachten, die man nur noch schwer bekam. Die Lebensmittelgeschäfte blieben leer, da die Bauern nicht mehr in die Stadt kamen, um dort wie früher ihre Waren zu verkaufen.

Wir erfuhren, daß die Deutschen am Tag ihres Einmarschs in Krakau elf Juden erschossen hatten, die zusammen mit einigen Polen als Geiseln genommen worden waren, um jeden Widerstand in der Stadt zu ersticken. Nachdem der Tag ohne Zwischenfälle verstrich, wurden die Polen freigelassen; die Körper der Juden fand man außerhalb der Mauern des alten jüdischen Friedhofs an der Miodowa-Straße. Die Nachricht von der Exekution verbreitete sich wie ein Lauffeuer und sorgte für Panik – ein furchterregendes Vorzeichen dessen, was alle anderen Juden zu erwarten hatten.

Die Deutschen verloren bei ihren anti-jüdischen Maßnahmen keine Zeit. Bereits die erste Verordnung befahl allen jüdischen Geschäftsunternehmen – zu denen auch alle Betriebe zählten, die zu 50 oder mehr Prozent in jüdischem Besitz waren –, ihren Eingang mit einem Davidstern zu bemalen, damit die Deutschen sie leichter

identifizieren konnten. Fast unmittelbar danach betraten ihre Soldaten, begleitet von SS und Gestapo, die der Wehrmacht auf dem Fuße gefolgt waren, jüdische Geschäfte und nahmen alles mit, was ihnen gefiel, ohne sich über eine Bezahlung Gedanken zu machen. Daneben führten sie Razzien im jüdischen Bezirk der Stadt durch und trieben dort Juden für jede Art von Arbeit zusammen. Lastwagen transportierten Hunderte von Juden zu den Baracken und Gebäuden, die von den Deutschen übernommen worden waren, um sie für ihre neuen Herren fertig zu machen. Abends kam ein Wagen nicht mehr zurück. Die betroffenen Familien wurden von panischer Angst erfaßt, aber es gab keine Möglichkeit festzustellen, was mit ihren Angehörigen geschehen war. Sie kehrten nie zurück, und man hörte Gerüchte, sie seien abtransportiert und erschossen worden.

Nach dem Abendessen gingen wir nach unten, um die Lopatowskis zu begrüßen, die sehr froh waren, uns wiederzusehen. Sie hatten sich große Sorgen um uns gemacht, aufgrund der Bombenangriffe und der Tatsache, daß die Deutschen an vielen Orten – auch auf den Hauptstraßen – Juden getötet hatten. Von all dem hatten wir nichts gewußt. Herr Lopatowski ärgerte sich sehr darüber, daß unsere neuen Alliierten, England und Frankreich, Deutschland den Krieg erklärten, aber nichts unternahmen, um uns zu schützen. Ihr Militärbündnis war nichts weiter als ein Fetzen Papier und keine größere Hilfe für uns als vor einem Jahr im Falle der Tschechoslowakei. Aber er schämte sich auch für die polnischen Soldaten und Zivilisten, die sich an der Plünderung jüdischen Eigentums beteiligt hatten.

Aus dem westlichen Polen erreichten uns Berichte von Greueln, begangen von deutschen Soldaten, Sondereinheiten der SS und Gestapo und den deutschstämmigen Polen an der polnischen Bevölkerung im allgemeinen und den Juden im besonderen. Diese *Volksdeutschen* erklärten sich selbst zu Mitgliedern des sogenannten *Selbstschutzes*. In Wahrheit handelte es sich um eine Fünfte Kolonne, die blindlings Hitler diene. Allem Anschein nach waren diese Verräter bereits vor den Tagen der Invasion gut organisiert: Viele saßen in wichtigen Positionen und waren dadurch in der Lage, den einfallenden Deutschen entscheidende Informationen zukommen zu lassen.

Präsident Roosevelts Neutralitätserklärung der USA war ein weiterer Schock für uns. Wir hatten an die Vereinigten Staaten und ihre Prinzipien der Demokratie und der Menschenrechte geglaubt. Aber

Neutralität bedeutete in Wahrheit Zustimmung oder zumindest stillschweigende Duldung von Hitlers Überfall und des wahllosen Tötens in Polen. Die Anzahl der polnischen Gefallenen war groß, aber auch die Deutschen hatten Verluste erlitten – selbst wenn diese sich in Grenzen hielten. Diesmal gab es keinen »Blumenkrieg«, bei dem die Deutschen wie in Österreich und im Sudetenland jubelnd begrüßt wurden. Die Polen leisteten Widerstand, heroisch, wenn auch bemitleidenswert und in Anzahl und Bewaffnung hoffnungslos unterlegen. An einigen Orten hielten sich immer noch eingekesselte Verteidiger: an der Ostsee auf der Halbinsel Hel und der Westerplatte sowie in der Nähe von Kutno am Fluß Bzura. Warschau war ständigen Bombenangriffen ausgesetzt und von allen Seiten eingeschlossen, und die zurückgedrängte polnische Armee zog sich rund um die Stadt zur Verteidigung zusammen. Zum ersten Mal enthüllte Herr Lopatowski uns, daß er zu den führenden Mitgliedern des PPS-Untergrunds gehörte, und verpflichtete uns zu absoluter Verschwiegenheit. Er zeigte sich sehr stolz, daß seine Partei den patriotischen Entschluß gefaßt hatte, Warschau nicht aufzugeben, während die antisemitischen Führer des Landes am 5. September mit ihren Familien geflohen waren – wie Ratten, die das sinkende Schiff verließen.

Herr Lopatowski erzählte uns, daß die ersten motorisierten deutschen Spähtruppen am Mittwoch, dem 6. September, Krakau erreichten; sie kamen um sechs Uhr morgens, und zwar von Westen und Süden aus. In der Nacht zuvor hatten sich die polnischen Truppen zurückgezogen, um die historische Stadt vor der Zerstörung zu bewahren. Auf die deutschen Stoßtruppen folgten Panzer und lange Kolonnen motorisierter Infanterie, hinter denen die schweren Geschütze vorrückten. Die Deutschen konfiszierten die meisten öffentlichen Gebäude für ihre Zwecke und stellten an den Hauptstraßen und den wichtigsten Kreuzungen Posten auf. Nur wenige Einwohner wagten sich auf die Straße; die meisten zogen es vor, die Deutschen aus der Sicherheit ihrer Häuser zu beobachten.

Am Nachmittag wurden überall in der Stadt gut sichtbare Bekanntmachungen in deutscher und polnischer Sprache aufgehängt, die die Bevölkerung davor warnten, versteckte Waffen, Munition oder Sprengstoffe jeder Art mit sich zu führen und sie dazu aufforderte, diese Dinge beim nächsten deutschen Feldposten abzuliefern. Jeder, der im Besitz einer Waffe aufgegriffen wurde, sollte erschossen

werden. Die Bekanntmachung warnte auch davor, daß jeder bewaffnete Widerstand und jede Art von Sabotage mit dem Tode bestraft würde.

Die Deutschen ordneten eine Sperrstunde an, die von 18.30 Uhr abends bis 5.30 Uhr morgens galt, und auch die Verdunkelung blieb in Kraft. Jedermann wurde aufgefordert, sich am nächsten Morgen wieder an seiner Arbeitsstelle einzufinden, und alle Geschäfte sollten wieder ihre Türen öffnen. Die Preise wurden eingefroren und Plünderer standrechtlich erschossen.

Die Gestapo bezog ein Regierungsgebäude auf der Siemiradzego-Straße und ernannte Dr. Stanisław Klimecki, einen unbekannten städtischen Beamten, zum neuen Bürgermeister.

Wir erfuhren, daß Łódź, die zweitgrößte Stadt Polens, in der über zweihunderttausend Juden lebten, von den Deutschen eingenommen und in »Litzmannstadt« umbenannt worden war. Sie gaben noch einer ganzen Reihe von Orten andere Namen – ein Vorgeschmack auf ihre Pläne mit Polen. Hunderte von Juden wurden brutal zusammengeschlagen oder umgebracht, häufig in Synagogen zusammengetrieben und dort bei lebendigem Leib verbrannt. Die Wehrmacht entweihte die Synagogen und benutzte manche von ihnen als Ställe oder Magazine. Jüdische Frauen wurden vergewaltigt. Die einheimischen *Volksdeutschen* ergriffen ihre Chance und eigneten sich jüdisches Eigentum an, dessen Besitzer vertrieben worden waren. Man hatte ihnen nur erlaubt, einen kleinen Koffer und etwas Geld mitzunehmen, und sie dadurch von einem Augenblick auf den anderen zu Bettlern gemacht. Viele dieser Menschen kamen nach Krakau, um Schutz zu suchen, und unser jüdisches Komitee brachte sie bei jüdischen Familien unter.

Herr Lopatowski erzählte uns, daß sein Sohn und er bei der Metallfabrik Zieleniewski arbeiteten, wo er als Vorarbeiter tätig war. Seine Frau hatte eine Stelle als Lehrerin. Herr Gelb warnte uns davor, morgens durch das jüdische Viertel zu gehen, da die Deutschen zu dieser Zeit Jagd auf jüdische Arbeitskräfte machten. Unser Viertel galt dagegen als sicher, weil es christlich war. Am nächsten Abend gingen Vater, Szymon und ich ins jüdische Viertel, um Freunde zu treffen. Wir bemerkten den Davidstern auf jüdischen Geschäften und Restaurants, von denen viele geplündert und dann geschlossen worden waren; die eingeschlagenen Fenster hatte man mit Brettern vernagelt.

Nirgendwo konnte man Lebensmittel bekommen, und die Bauern, die ihre Erzeugnisse noch in die Stadt brachten, akzeptierten kein Geld mehr, sondern nur noch Tauschwaren. Die Spannung war mit Händen zu greifen. Jedes Mal, wenn das Geräusch eines Autos oder eines Lastwagens zu hören war, versteckten sich Juden in Hauseingängen oder Torbögen und rieten uns, das gleiche zu tun. Sie fürchteten die deutsche Menschenjagd nach Arbeitern für den Aufbau ihrer Lager außerhalb der Stadt und andere erniedrigende Arbeiten. Aber diesmal brachten die Lastwagen keine Jäger, sondern Räuber. Wir beobachteten, wie sie vor jüdischen Geschäften anhielten und die Juden zwangen, ihnen beim Aufladen der Handelswaren zu helfen. Man erzählte uns, daß die Deutschen die jüdischen Läden in Begleitung von Polen – Prostituierte, Dienstmänner und Gelegenheitsarbeiter – aufsuchten, die früher für die jüdischen Kaufleute gearbeitet hatten und wußten, wo man die besten Waren fand. Dort nahmen sich die Deutschen alles, was ihnen gefiel, und lachten, wenn die Besitzer eine Bezahlung forderten. Das erste deutsche Wort, das ihre polnischen Begleiter lernten, war *Jude*.

An den Hauswänden hingen eine Reihe von Erlassen, unterschrieben von Kłimecki, die alle die Juden betrafen. Eine Bekanntmachung verbot den Juden, ihre Wohnungen abzuschließen, so daß die Deutschen diese jederzeit betreten konnten. Wir begegneten Flüchtlingen aus Schlesien und sprachen mit einigen von ihnen. Sie waren verwirrt und bestürzt über den plötzlichen Umschwung ihres Schicksals, das über Nacht Bettler aus ihnen gemacht hatte. Die meisten von ihnen hatten Greueltaten miterleben müssen und waren froh, zumindest noch mit dem Leben davongekommen zu sein. Viele der besetzten Städte galten bereits als *judenrein*; Hunderte von Juden waren getötet worden, und die wenigen Überlebenden mußten fliehen. Ihre ehemaligen Nachbarn, die *Volksdeutschen*, hatten die Gestapo und die SS zu ihnen geführt und sich an den Massakern beteiligt. Jüdische Flüchtlinge aus Cześćochowa, der heiligen Stadt Polens, erzählten uns, daß die Deutschen bei ihrem Einmarsch am 3. September viele Juden zusammengetrieben hatten. Dann befahlen sie ihnen, ihre Gebetsmäntel umzulegen, drängten sie in eine Synagoge und verbrannten sie dort bei lebendigem Leib. Bei diesem Massaker kamen mindestens zweihundert Menschen ums Leben.

Mutter war enttäuscht, als wir ohne Lebensmittel zurückkehrten. Wir erzählten ihr von der »neuen Währung« der Bauern, und sie begann damit, Kleidung zum Tauschen herauszusuchen. Immer noch hofften wir auf ein Wunder, aber das Radio berichtete nur von deutschen Siegen, und die westlichen Stationen bestätigten dies. Die Deutschen begannen mit der Einkesselung von Warschau und schnitten die Stadt vom Rest der polnischen Armee hinter den Flüssen Bug und Weichsel ab, die ursprünglich unsere zweite Verteidigungslinie bilden sollten. Unser Präsident und sein Kabinett hatten ebenso wie eine Vielzahl politischer und militärischer Führer – darunter auch Marschall Smigly-Rydz – die Stadt verlassen und flohen ost- und südwärts in Richtung der ungarischen und rumänischen Grenzen. Später am Abend gab das deutsche Radio bekannt, daß Hitler General von Rundstedt zum Militärgouverneur im besetzten Polen ernannt hatte; Dr. Hans Frank, ein Reichsminister, wurde an die Spitze der Zivilverwaltung berufen. Offensichtlich waren die Deutschen entschlossen, uns ein für allemal unter ihre Herrschaft zu zwingen.

Am nächsten Morgen standen wir früh auf und verließen das Haus, sobald die Sperrstunde vorüber war. Auf den Straßen sah man fast keine Menschen, aber am Stadtrand begegneten wir einigen Bauern, deren Wagen von begierigen Kunden umlagert wurden, die ihr Hab und Gut für Lebensmittel eintauschen wollten. Wir bekamen Brot, Butter und Kartoffeln für etwa zehn Tage. Als wir alles nach Hause gebracht hatten, gingen Szymon und ich zur Schokoladenfabrik, in der Vater und ich gearbeitet hatten. Dort herrschte ein völliges Durcheinander; überall lagen leere Kisten, Kartons und zerbrochenes Glas herum. Wir trafen nur eine Person im Büro – Otto, einen früheren Angestellten, der jetzt zum Chef ernannt worden war. Keiner von uns hatte gewußt, daß er zu den *Volksdeutschen* gehörte. Seine einmarschierten Landsleute hatten ihn mit der Leitung der Fabrik beauftragt und gegen die jüdischen Besitzer ausgetauscht, die den Betrieb aufgebaut hatten. Er grüßte mich, wollte mir aber nicht die Hand geben. Dann erzählte er, daß unmittelbar nach dem Rückzug der polnischen Truppen eine Bande aus der Nachbarschaft in die Fabrik eingebrochen sei und alles mitgenommen hatte, was sie tragen konnte, selbst Teile der Maschinen und Rohmaterialien. Es gab keine Möglichkeit, in absehbarer Zeit wieder mit der Produktion zu beginnen. Als ich ihn fragte, ob Vater und ich wieder zur Arbeit kommen sollten, ant-

wortete er, daß es unter seiner Leitung keinen Platz für Juden geben würde.

Am nächsten Morgen gingen wir ins jüdische Viertel. Vater hatte dort viele Kunden gehabt und hoffte, eine Arbeit zu finden, aber niemand konnte Arbeiter gebrauchen. Man erzählte uns, daß am Abend zuvor ein deutscher Offizier, der im Hotel Royal untergebracht war – es lag nur einen Häuserblock vom Wawelschloß entfernt am Rande des jüdischen Viertels –, behauptet hatte, man habe auf ihn geschossen. Dann zeigte er auf ein nahe gelegenes Gebäude, und die Gestapo begann mit einer Hausdurchsuchung und terrorisierte die jüdischen Einwohner mit vorgehaltener Pistole. Sie verhaftete sechsundzwanzig jüdische Männer, und am nächsten Morgen befahl man ihren Familien, zum nahe gelegenen St. Michael-Gefängnis zu kommen und die Leichen abzuholen. Ein angeheiterter deutscher Offizier stellte eine Behauptung auf, und sechsundzwanzig Juden starben! Dies war also die »Neue Ordnung«: Keine Gerichtsverfahren und keine Verteidigung. Die Gestapo war allmächtig – Staatsanwalt, Richter und Henker zugleich. Die Nachricht verbreitete sich in Windeseile und paralyisierte die Juden. Jeder in der eng miteinander verbundenen jüdischen Gemeinde Krakaus hatte die Toten gekannt.

Szymon kam nach Hause und erzählte uns, daß er seine Arbeitsstelle bei einem großen Textilhändler im polnischen Viertel wieder antreten konnte. Am Abend besuchte ich Herrn Lopatowski, der mir erzählte, daß die Gestapo polnische Patrioten und Intellektuelle verhaftete und sie in das Konzentrationslager Mauthausen in der Nähe von Linz in Österreich brachte. Warschau war nun beinahe vollständig eingeschlossen; die Deutschen drangen nach Süden in Richtung Lwów und nach Brest-Litowsk im Norden vor, wobei ihre Panzer mit unvorstellbarer Geschwindigkeit vorstießen. Er bestätigte mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß seine Partei, die sozialistische PPS, ihn zum Führer der Untergrundbewegung ernannt hatte, die sie gegen die deutschen Besatzer aufbauen wollte. Wir waren stolz darauf, solch einen Freund in einer Partei zu haben, von der wir annahmen, daß sie den Juden gegenüber freundlich gesinnt sei.

Während die Menschen im jüdischen Viertel nervös waren und bei jedem herannahenden Auto unruhig wurden, wirkten die Polen völlig gelassen und unbeeindruckt. Dann sahen wir zum ersten Mal Männer der SS in Aktion. Sie fuhren in langgestreckten Militärfahr-

zeugen vorbei, deren Nummernschilder das gefürchtete Zeichen des doppelten Blitzes trugen. Die Männer trugen dunkelgrüne Uniformen mit silbernen Totenköpfen auf dem Kragen und Schirmmützen. Auf uns wirkten sie wie der lebendige Tod. Als sie strenggläubige Juden mit Kaftanen, Bärten und Schläfenlocken sahen, sprangen sie aus ihren Wagen und zwangen die verängstigten Männer, herumzutanzten und zu springen, wobei sie sie fotografierten und filmten. Dann schnitten sie ihnen sehr langsam die Bärte und Schläfenlocken ab, damit sie auch dieses »Vergnügen« auf Film festhalten konnten. Nachdem sie mit ihren Aufnahmen fertig waren, traten sie die Juden mit ihren schweren schwarzen Stiefeln, und die armen Kerle rannten fort, froh, mit dem Leben davongekommen zu sein.

Vater und ich konnten keine Arbeit finden. Viele jüdische Arbeiter wurden ohne Kündigung entlassen und durch Polen ersetzt, und niemand wollte neue jüdische Arbeiter einstellen. Man riet uns, uns beim jüdischen Komitee zu melden, weil die deutschen Firmen und Einheiten der Wehrmacht bei Bedarf dort Arbeiter anforderten. Wir gingen zum Gemeindehaus auf der Krakowska-Straße und fanden dort lange Reihen von Flüchtlingen vor, die nach Lebensmitteln und einer Unterkunft anstanden. Vor der Gemeindegasse an der Dajwór-Straße standen weitere Schlangen, überwacht von jüdischen Männern mit Schirmmützen und Armbinden, auf denen »OD« zu lesen war. Sie gehörten zum neuen *Ordnungsdienst*, der jüdischen Polizei, die im jüdischen Viertel für Ruhe und Ordnung sorgen sollte. Außerdem fungierten sie als Boten zwischen dem jüdischen Komitee und der Gestapo, die in der Pomorska-Straße 2 ihr Hauptquartier bezogen hatte. Dort ernannte man einen gewissen Siebert zum neuen Vorsteher des jüdischen Viertels und damit zu unserem neuen Herrn. Wir waren tief betroffen von den langen Reihen von Flüchtlingen: Noch vor wenigen Tagen wohlhabende Bürger bettelten jetzt völlig verarmt um etwas zu essen, ein Dach über dem Kopf und eine Arbeit. Sie waren aus ihren Häusern und Dörfern vor den Deutschen geflohen, nur um von ihnen in Krakau wieder eingeholt zu werden. Es gab kein Entkommen mehr.

Als wir am nächsten Morgen ins Viertel zurückkehrten, um nach Arbeit zu suchen, herrschte große Nervosität. Man riet uns, uns zu verstecken, weil die deutschen *Fänger* kämen. Wir drei liefen auf das nächste Haus zu, und eine Frau aus dem ersten Stock ließ uns herein.

Vom Fenster aus konnten wir beobachten, wie junge SS-Männer alle Juden einfingen, derer sie habhaft werden konnten, und sie dann mit Fußtritten auf ihre Lastwagen trieben. Sobald die Laster voll waren, fuhren sie davon. Wenige Minuten später herrschte wieder normaler Betrieb auf der Straße, so daß wir das Haus verlassen konnten. In einer Nebenstraße begegneten wir einigen Bauern mit ihren Karren, die aber schon alle mitgebrachten Lebensmittel verkauft hatten. Wir erzählten ihnen, daß wir wertvolle Güter im Tausch für Lebensmittel anbieten könnten, und sie versprachen uns, in vier Tagen zurückzukehren und direkt in unser Viertel zu kommen. Auch Szymon kam mit guten Neuigkeiten nach Hause zurück. Sein Chef hatte ihm Waren aus seinem Geschäft zum Einkaufspreis verkauft, so daß wir nun in der Lage waren, uns am beliebten neuen »Schwarzmarkt« zu beteiligen, wo man billig Waren einkaufen und gegen Lebensmittel eintauschen konnte. Wir konnten daran nichts Falsches sehen; schließlich mußten wir irgend etwas essen.

Als wir später am Tag über die Hauptgeschäftsstraße des jüdischen Viertels, die Bozego Ciala, gingen, hörten wir hinter uns den Ruf: »*Das sind Juden!*« Wir drehten uns um und sahen, wie einige Polen in Begleitung uniformierter Deutscher mit dem Finger auf uns zeigten. Dann kamen die Deutschen auf uns zu und sagten: »*Komm, komm!*« Es blieb uns nichts anderes übrig, als ihnen zu folgen. Sie brachten uns zu einem Lastwagen, der versteckt in einer Seitenstraße geparkt stand, so daß es für sie einfacher war, nichtsahnende jüdische Sklaven einzufangen. Dort zwangen sie uns, auf die Ladefläche zu klettern, die schon zum größten Teil mit Juden besetzt war. Die polnischen Zuschauer genossen diesen Anblick ganz offensichtlich. Der Lastwagen brachte uns in die Vororte von Krakau, in ein großes Lager am Militärflugplatz, den die deutsche Luftwaffe übernommen hatte. Dort teilte man uns in Gruppen von je dreißig Männern ein und befahl uns, Lastwagen mit Nachschub zu entladen und das Material in die einzelnen Lagerhäuser zu bringen. Die Deutschen hetzten uns die ganze Zeit und erlaubten uns nicht, eine Pause zu machen. Ältere Männer, die dieses Tempo nicht mithalten konnten, wurden geschlagen und zum Weiterarbeiten gezwungen, selbst wenn ihnen das Blut über Gesicht und Körper lief. Als die Lastwagen entladen waren, führte man uns – immer im Laufschrift – in die Baracken und zwang uns, dort sauberzumachen. Unsere Gruppe bekam die Latrinen

zugeteilt. Die Deutschen gaben uns ein paar Eimer Wasser und Desinfektionsmittel, und wir säuberten die Böden und die Latrinen mit unseren bloßen Händen. Die Chemikalien verbrannten unsere Haut und unsere Hände, und der Gestank war schrecklich. Die ganze Zeit über schrien die Deutschen uns an: »*Los, los!*« Sie gaben uns weder etwas zu essen, noch etwas zu trinken. Gegen Abend sagten sie: »*Verschwinde!*« Da die Sperrstunde bereits angebrochen war, beschlossen wir, in einer langen Reihe zu marschieren, in der Hoffnung, auf diese Weise Schwierigkeiten vermeiden zu können. Schließlich erreichten wir ohne weitere Zwischenfälle unser Haus, aber es gelang uns nur mit großer Mühe, allen Schmutz und Gestank abzuwaschen.

Früh am nächsten Morgen gingen wir zum sogenannten Tandetta, einem großen Flohmarkt unter freiem Himmel, auf dem auch einige Bauern ihre Produkte verkauften. Sie tauschten fast alles dafür ein – alte Kleidung, Schuhe, Unterwäsche, Haushaltswaren und Bettzeug. Wir machten einige Geschäfte und waren noch vor acht Uhr, bevor die ersten Deutschen kamen, wieder zu Hause.

Am Samstag begleitete ich Vater ins jüdische Viertel, um einen Flüchtling aus Jarosław zu treffen, der Neuigkeiten von Vaters Schwester und ihrer Familie hatte. Der Mann berichtete, daß alle wohlauf seien. Auf dem Rückweg wurden wir erneut von einigen jungen Polen denunziert, die einen älteren SS-Mann auf uns aufmerksam machten, der bereits als der beste »Judenfänger« der Stadt bekannt war. Dennoch brauchte er eine ganze Weile, um seinen Lastwagen zu füllen, weil am Sabbat nur wenige Juden auf die Straße gingen. Schließlich fuhr er uns zu einem großen Regierungsgebäude und befahl uns, Möbel abzuladen, die die Deutschen konfisziert hatten. Die schwere Arbeit machte uns nichts aus, aber Vater und die anderen älteren Juden taten mir leid. Die Möbelstücke stammten aus den Häusern wohlhabender Juden; es handelte sich zumeist um sehr teure Stücke und viele offensichtlich wertvolle Antiquitäten. Bei ihrer Suche wurden die Deutschen von polnischen Hausmeistern geführt, die häufig zuerst Bestechungsgelder von den Juden annahmen, damit sie sie nicht an die Deutschen verrieten, und sie danach betrogen. Diese Hausmeister und Pförtner entwickelten sich zu den gefährlichsten Feinden der Juden, weil sie die Deutschen zu allen Verstecken und Lagern führten. Beim Laden warnte man uns wiederholt davor, die Möbel zu beschädigen oder zu verkratzen, da wir sonst wegen

Sabotage erschossen werden könnten. Die Räume in den oberen Stockwerken, in die wir die besten Stücke transportieren mußten, wurden für deutsche Offiziere und ihre Familien eingerichtet. Um die wertvollen Möbel zu schützen, spornten uns die Deutschen nicht zur Eile an, was für uns zumindest ein Vorteil war. Am Abend schickten sie uns nach getaner Arbeit nach Hause. Mutter weinte, als wir völlig erschöpft zurückkamen. Zum ersten Mal bedauerte sie offen, daß wir vor dem Krieg nicht mit ihrer Familie nach Amerika gegangen waren. Nun war es zu spät.

Das Radio berichtete, daß die polnische Armee an allen Fronten in die Flucht geschlagen wurde; nur in der Festung Westerplatte an der Ostsee hielt sie ihren Widerstand aufrecht – tapfer, aber hoffnungslos. Wir hörten, daß zwei polnische Unterseeboote und drei Zerstörer die deutsche Blockade durchbrochen und englische Häfen erreicht hatten. Symbolische Siege. Als wir Herrn Lopatowski von den Verrätern erzählten, die mit den Deutschen zusammenarbeiteten und die Juden terrorisierten, antwortete er, daß die Untergrundbewegung ihre Namen kannte und in eine Liste aufnahm, um sie zu gegebener Zeit zur Verantwortung zu ziehen. Wir hofften, daß wir lange genug leben würden, um ihre Bestrafung mitzerleben.

Ein Nachbar erzählte uns, daß ein Bäcker in unserem Viertel eine Lieferung Mehl erhalten hätte und am nächsten Morgen frisches Brot verkaufen wolle. Er selbst plante, die Ausgangssperre zu mißachten und die ganze Nacht über um Brot anzustehen. Szymon, Nathan und ich entschlossen uns, ihm zu folgen und uns zusammen anzustellen. Wir waren nicht allein. Die Schlange wuchs schnell, aber die deutschen Patrouillen ließen uns in Ruhe. Als der Bäcker am nächsten Morgen seinen Laden öffnete, kam es zu solch einem Ansturm, daß er die deutsche Polizei rufen mußte, um für Ordnung zu sorgen. Als wir an die Reihe kamen, deuteten einige Polen auf uns, bezeichneten uns als Juden, und die Deutschen schickten uns weg. Nach elf Stunden in der Schlange kehrten wir nach Hause zurück, ohne einen einzigen Laib Brot für unsere Mühen erhalten zu haben. Zwar wußten wir, daß die Polen seit jeher Antisemiten waren, aber wir hatten auch erwartet, daß sie im Angesicht unseres gemeinsamen Feindes ihre Haltung ändern würden.

Im jüdischen Viertel begegneten wir einigen Leuten, die kurz zuvor von einem versuchten Marsch nach Osten zurückgekehrt

waren. Sie erzählten schreckliche Geschichten über die deutsche Militärpolizei, die an den Kontrollpunkten die Juden von den Polen getrennt hatte. Die Polizei erlaubte den Polen, weiterzugehen, aber die Juden mußten in die nächste Stadt marschieren, wo man sie zusammen mit den Juden des Ortes in Synagogen und leere Schulgebäude einsperrte. Viele junge Frauen wurden in aller Öffentlichkeit vergewaltigt. Männer und Frauen blieben ohne Wasser oder Nahrung eine Woche eingesperrt; dann nahm man ihnen ihre restliche Habe ab und ließ sie laufen. Dabei hatten sie noch verhältnismäßiges Glück: In einigen anderen Dörfern und Städten, durch die sie kamen, zwang man die Juden, ihre eigenen Gräber zu schaufeln. Auch wir waren diese Straßen entlanggewandert und wußten jetzt, daß wir großes Glück gehabt hatten, sicher nach Hause zurückgekehrt zu sein.

Wie hatte sich unser Leben in so kurzer Zeit verändert! Langsam, aber sicher wurde uns klar, daß die Welt Polen im Stich ließ. In Krakau ersetzten die Deutschen das jüdische Komitee durch einen *Judenrat* und ernannten Professor Marek Biberstein zum Präsidenten und Dr. W. Goldblat zu dessen Stellvertreter. Wir kannten keinen von beiden, aber es machte keinen Unterschied. Beide waren nur Marionetten, die die Befehle der Gestapo ausführten.

Am nächsten Morgen meldeten wir uns beim *Judenrat* als Arbeitssuchende und wurden zu einer Armee-Einheit geschickt. Die Soldaten nahmen uns auf ihrem Lastwagen zu ihrem Lager mit, und zum ersten Mal arbeiteten wir für anständige Deutsche. Unter ihnen waren viele ältere Männer, was wahrscheinlich ihr Verhalten erklärte. Sie hetzten uns nicht herum, erlaubten uns eine Ruhepause, gaben uns Essen aus ihrer Feldküche und schenkten Vater sogar einige Zigaretten. Unsere Arbeit bestand darin, ihre Ausrüstung am Bahnhof zu entladen und sie in ihre Baracken zu bringen.

Als Szymon von der Arbeit zurückkehrte, erzählte er uns, daß am Morgen ein deutscher Zivilist in den Laden gekommen sei und dem Besitzer einige Papiere präsentiert hätte, die besagten, daß er von der deutschen Verwaltung zum *Treuhänder* und damit praktisch zum Besitzer des Geschäfts ernannt worden war. Dieser neue Chef erklärte dem abgelösten ehemaligen Besitzer, daß er ihm erlauben würde, als Geschäftsführer zu bleiben; außerdem versprach er, alle Arbeiter weiter zu beschäftigen. Sämtliche großen Unternehmen, die Juden gehörten oder sich zu 50 Prozent in jüdischem Besitz befanden,

wurden von solchen *Treuhändern* übernommen. Die meisten von ihnen warfen die jüdischen Eigentümer und ihre polnischen Partner hinaus und entließen alle jüdischen Angestellten. Das einzig Positive war, daß die deutschen Truppen und ihre polnischen Helfershelfer sich nicht länger frei in den jüdischen Geschäften bedienen konnten: Von nun an mußten sie den vollen Preis für die Waren bezahlen.

Am Abend hörten wir in den Nachrichten, daß die Deutschen die Besetzung Polens fast vollständig abgeschlossen hatten. Im Südosten standen sie vor den Toren von Lwów, und im Norden drangen General Guderians Panzer rasch in Richtung der Festung Brest-Litowsk vor. Unsere politischen Führer hatten fast vollzählig das Land verlassen. Im Südosten kollaborierten ukrainische Nationalisten mit den Deutschen: Sie begingen Sabotage an Eisenbahnstrecken, Straßen und kleinen Brücken und schossen sogar auf polnische Truppen.

Damit verfügten die Deutschen neben ihrer Fünften Kolonne, den *Volksdeutschen*, noch über eine Sechste Kolonne – ukrainische Nationalisten, die seit der polnischen Unabhängigkeit 1918 im Land für Unruhe gesorgt hatten. Aber im Gegensatz zu den polnischen Juden waren sie nicht durch diskriminierende Gesetze, Wirtschaftsboykotte und Krawalle schikaniert worden. Nur unsere Minderheit wurde gehaßt und von offizieller Seite diskriminiert. Wir hofften, daß jetzt zumindest den anständigen Polen klar werden würde, wer die loyalen Mitbürger und wer die Verräter und Kollaborateure waren. Es gab auch Berichte über Ukrainer, die sofort nach dem Einmarsch der Deutschen Juden ermordeten und deren Häuser plünderten, wobei die Deutschen diese Taten tolerierten. Als Krönung des Ganzen unternahmen unsere westlichen Alliierten nichts, um Polen zu helfen, das unter dem Druck des Nazi-Überfalls langsam zusammenbrach.

Am Sonntagmorgen, dem 17. September, sahen wir die Polen zur Kirche gehen – als wäre nichts geschehen und ohne jedes Zeichen von Angst oder Besorgnis. Als wir das Radio einschalteten, um Nachrichten zu hören, traf es uns wie ein Schlag: Russische Truppen hatten auf einer 1500 Kilometer breiten Front die polnische Ostgrenze überschritten, unbehindert von den wenigen Grenzpatrouillen, die glaubten, die Russen seien gekommen, um Polen zu retten. Die Bevölkerung begrüßte die Sowjetsoldaten begeistert mit Blumen, aber als die Russen auf die ersten regulären polnischen Kolonnen trafen, entwaffneten sie diese und nahmen die Offiziere gefangen.

Russische Flugzeuge warfen Millionen von Flugblättern ab, die bekanntgaben, daß die Rote Armee gekommen sei, um die polnischen Arbeiter und ihre Familien von den kapitalistischen Unterdrückern zu befreien. Der Einmarsch traf Polen völlig überraschend. Wir gingen nach unten zu den Lopatowskis und fanden sie in einem Schockzustand. Die polnischen Radiokommentatoren begannen, die russische Invasion zu verurteilen, während die westlichen Alliierten, die sich während des deutschen Angriffs ferngehalten hatten, jetzt die Russen dafür kritisierten, daß sie Polen hinterrücks überfallen hatten, als es schon auf den Knien lag.

Jede Hoffnung auf ein Wunder, das Polen noch retten konnte, hatte sich in Luft aufgelöst. Uns war klar, daß ein Zweifrontenkrieg das Ende bedeutete. Die deutschen Radiostationen berichteten verdächtig wenig über den russischen Einmarsch, aber das polnische Radio sendete hoffnungsvolle Nachrichten über blutige Gefechte zwischen russischen Spähtruppen und den Deutschen. Diese Illusion wurde bald darauf von den deutschen und russischen Radiostationen zerstört. Voller Verzweiflung mußten wir feststellen, daß es sich um das kalkulierte Ergebnis eines am 23. August beschlossenen Abkommens zwischen Hitler und Stalin handelte. Beide hatten Polen unter sich aufgeteilt, und Stalin war jetzt gekommen, um seinen Anteil einzufordern. Polens Unabhängigkeit währte nur einundzwanzig Jahre, und schon begannen seine traditionellen Feinde, das Land unter sich aufzuteilen. Dies war der Todesstoß: Es gab keine Möglichkeit, wie sich die veraltete polnische Armee gegen zwei schwerbewaffnete Feinde an zwei Fronten behaupten sollte. Auch politisch spielte sich hier eine Tragödie ab: England und Frankreich, die Deutschland nach seinem Angriff auf Polen zumindest formell den Krieg erklärt hatten, befanden sich nicht im Kriegszustand mit Rußland und würden wohl kaum einen solchen Schritt riskieren.

Es dauerte nicht lange, bis wir hörten, daß die vorrückenden russischen Truppen Massenverhaftungen von Landbesitzern und Industriellen vornahmen – unter denen auch viele Juden waren – und sie des Kapitalismus bezichtigten. Wir blieben die ganze Nacht über am Radio. Wie hätten wir schlafen können, während unser Land von zwei großen Tyrannen vergewaltigt wurde? Am nächsten Morgen zeigten sich die meisten Menschen im jüdischen Viertel froh darüber, daß zumindest die Juden in der russischen Besatzungszone vor den

deutschen Mördern sicher waren. Man hoffte darauf, daß sich die Dinge jetzt, da die Russen so nahe waren, ein wenig zum Besseren ändern würden. Später am Morgen gab das Radio bekannt, daß sich die vorgerückten deutschen Einheiten nach Westen zurückzogen, bis hinter eine zuvor festgelegte Demarkationslinie am Fluß Bug. Sie traten Lwów, Brest-Litowsk, Białystok und Przemyśl an die Russen ab und erfüllten damit die Bedingungen ihres August-Paktes. General Guderian übergab die Festung Brest-Litowsk persönlich an einen russischen General. Dort schüttelten sich unsere beiden größten Feinde die Hände und traten dabei unseren am Boden liegenden Staat mit Füßen. Die russischen Radiostationen sendeten Tag und Nacht und versprachen den Arbeitern und Bauern in den von ihnen besetzten Gebieten Freiheit und ein glückliches Leben. Sie drängten die arbeitenden Klassen, die Fabrik- und Landbesitzer bei den sowjetischen Offizieren zu denunzieren und riefen sogar die polnischen Soldaten dazu auf, ihre eigenen Offiziere zu töten.

Siebert, der Chef der »Abteilung für Jüdische Angelegenheiten« bei der Gestapo in Krakau, fuhr an diesem Morgen, begleitet von einigen Mitgliedern seines Stabes, unter schwerer Bewachung in das Kazimierz-Viertel und hielt vor dem Gebäude der jüdischen Gemeinde. Als er sah, daß niemand vor dem Eingang stand, um ihn zu begrüßen, wurde er rasend. Er stürmte ins Gebäude und schlug und trat den ersten leitenden Angestellten, der ihm begegnete, in Gegenwart aller anderen Mitarbeiter. Siebert ließ keinen Zweifel daran, daß die neue Entwicklung keinerlei Änderungen in der Judenpolitik der Deutschen mit sich bringen würde. Er warnte, daß von nun an alle Juden unter die Gerichtsbarkeit der SS, des SD und der Gestapo fielen. Ab jetzt sei es verboten, einen deutschen Befehl in Frage zu stellen oder ihn nicht sofort und vollständig auszuführen. Die Gemeinde mußte die Schließung aller jüdischen Gotteshäuser anordnen und einen Beschluß erlassen, nach dem jede Versammlung von mehr als zwei Juden ein Schwerverbrechen darstellte. Das bedeutete, daß sich die Juden nur unter größten Risiken zum Gebet zusammenfinden konnten. Darüber hinaus wurde den strenggläubigen Juden befohlen, ihre Bärte und Schläfenlocken abzurasierern; sämtliche rituellen Schlachtungen waren ebenfalls ab sofort verboten.

Wir begegneten einigen Bekannten, die von der Demarkationslinie zurückkehrten und uns erzählten, daß die Deutschen den auf ihrer